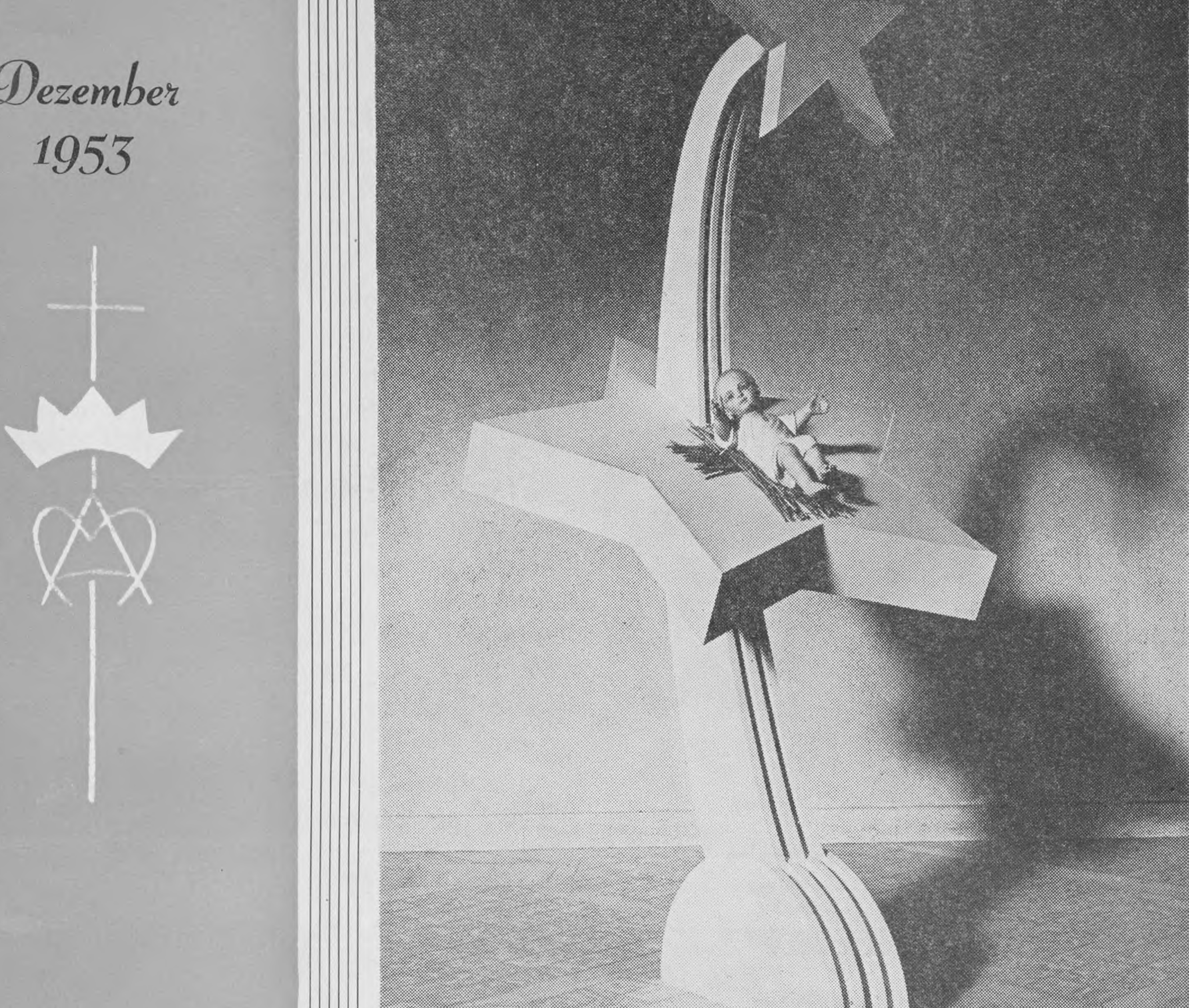
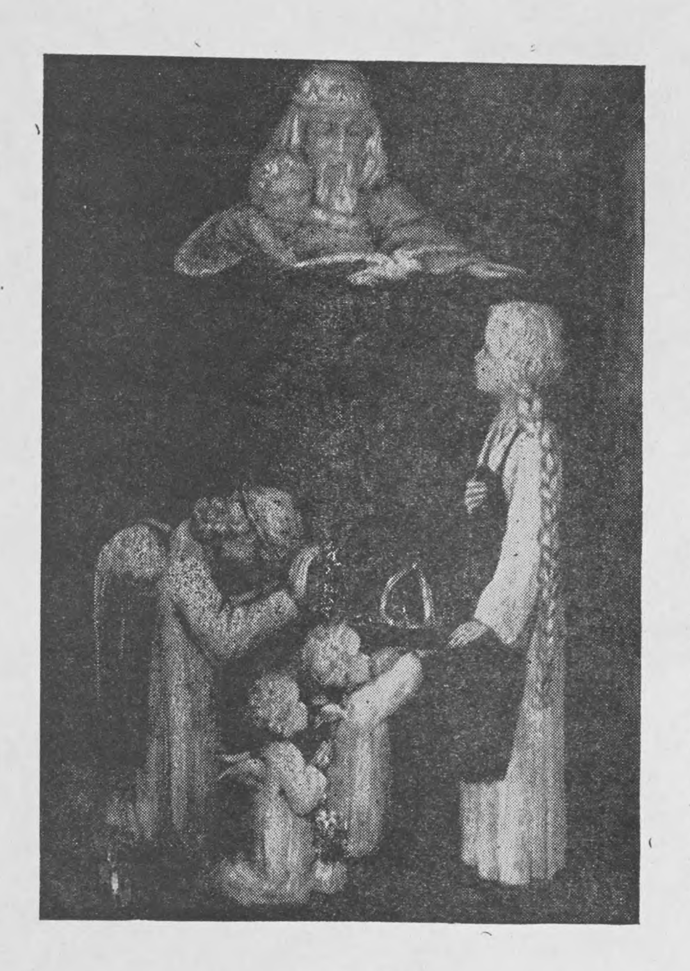
Dezember
1953



DER MARIENBOTE



Ave Maria gratia plena

* Singt es im Harren der Frühe, singt es leise ins finstere Ohr der Welt! * Singt es auf den Mauern, singt es wie unter Schleiern, singt es, wie Frauen in der Hoffnung singen: * Denn zart ward, der da stark ist, klein ward der Unendliche, hold ward der Gewaltige, demütig ward der Erhabene * Raum hat er in der Kammer einer Jungfrau; auf ihrem Schoße wird sein Thron sein. * Lob genug ist ihm ein Wiegenlied! * Siehe, die Tage wollen nicht mehr auferstehen vor Andacht; und die Nächte der Erde sind dunkel geworden vor tiefer Ehrfurcht: * Ich will Lichter anzünden, o Seele, ich will Freude anzünden an allen Enden deiner Menschheit * Sei gegrüßt, die da trägt den Herrn! *

Gertrud Lefort

Zum

Geburtsfest des Erloesers

wünscht Seine Gnade und Freude;

zum

Neuen Jahr

Seinen alles begleitenden Segen

Die Schriftleitung

Die Oblatenpatres der St. Marienprovinz



Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press“ Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

22. Jahrgang 15. Dezember 1953, Battleford, Sask. No. 3



Und das Wort ist Fleisch geworden



Im Anfang war das Wort * Und das Wort war bei Gott * Und das Wort war Gott * Gott von Gott * Licht vom Licht * Wahrer Gott vom wahren Gott * Gezeugt, nicht erschaffen * So spricht der Herr: * Mein Sohn bist Du * Ich zeuge Dich heute * Noch vor dem Morgenstern zeuge Ich Dich aus meinem Schoße * Da der Zeiten Fülle kam * Da sandte Gott Seinen Sohn * Vom Weibe geboren * Denn so sehr hat Gott die Welt geliebt * Daß Er Seinen eingeborenen Sohn für sie dahingab *

Da tiefes Schweigen das All umfangen hielt * Und die Nacht in ihrem Laufe des Weges Mitte erreicht hatte * Da stieg das allmächtige Wort vom Himmel * Vom königlichen Thron herab *

Und das Wort ist Fleisch geworden

und hat unter uns gewohnt!

Und wir haben Seine Herrlichkeit gesehen * Die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater * Voll der Gnade und Wahrheit *



Er hat sich Seiner Gottheit entaeussert



Nicht nur die Kinder, selbst wir Erwachsene stehen alle Jahre wundersam erfaßt vor der so lieben Weihnachtskrippe. Und wie wir es unseren staunenden Kleinen erzählen, so spricht es auch mit geheimnisvollen Stimmen in uns selbst: „Da liegt es, ihr Menschen, auf Heu und auf Stroh! Maria und Joseph betrachten es froh. Die redlichen Hirten knien betend davor, hochoben schwebt jubelnd der Engelein Chor."

Wir mögen fünfzig, wir mögen sechzig, siebzig, oder gar achtzig Weihnachten alt sein, nie werden wir müde, dieser schönsten und ergreifendsten aller Geschichten zu lauschen. Der Geschichte vom großen Gott, der Mensch geworden. Der unter uns erschienen ist nicht in jener Gestalt, die uns so reizt und anzieht: in der Gestalt eines Menschen, dessen Wort wie Donner ist und dessen Wille erfüllt wird in Achtung und Zittern – sondern als kleines, hilfloses, liebeweckendes Kind.

Den Kleinen ist das Jesuskind verwandt. Darum zieht es sie immer wieder zur Krippe hin. Auch bei uns Großen kann es vorkommen, daß wir ein ganzes Stündlein vor Bethlehems Stall unter den hellgeschmückten Christbäumen unserer Kirchen knien. Daß wir dort längere Zeit verweilen – weil unser Herz sich sehnt nach jener Reinheit, nach jener Gotterg riffenheit, nach jener wirklich frommen Liebe zum Kinde der Weihnacht, die einstens auch in unserer Seele gewohnt.

Das war damals, als wir selbst noch Kinder waren und noch nichts wußten von der Sünde der Welt. Als wir noch frei waren von der Last der Schuld, die uns heute so schwer, so angsterregend drückt.

Bist Du es, der da kommen soll? Das Lamm Gottes, von dem die Propheten gesprochen? Das Lamm, dem man alle Schuld, dem man auch jede einzelne meiner Sünden aufladen wird? Das Lamm, dessen blutiges Sterben alle meine Sünden mit sich in den Tod nimmt – damit ich wieder frei sei, frei von jeglicher Schuld wie ich es damals gewesen, als ich noch Kind war?"

„Er wird Sein Volk erlösen von seinen Sünden", verkündet Matthäi Evangelium. Und wie alles in Erfüllung ging, was von Jesus vorausgesagt, so wird auch an mir sich erfüllen das Werk Seiner verzeihenden, Seiner neuheiligen Erlösung. Das Werk, das seinen Anfang nahm in dieser hochheiligen Nacht!

> O großes Geheimnis und staunenswürdiges Wunder! Tiere sahen den menschgewordenen, den erlösenden Herrn in der Krippe liegen. Selig die Jungfrau, deren Schoß gewürdigt ward, Christus, den Herrn zu tragen! Beim Herrn ist Barmherzigkeit und reiche Erlösung durch Ihn! Ehre sei Gott in der Höhe – Ehre und Dank und Liebe und Lob heute und morgen und in alle Ewigkeit!

* * *

Von Gott sind wir ausgegangen – und von Gott sind wir fortgegangen. Er, der unser alles ist: mein Anfang und mein Ende, alles, was zwischen Anfang und Ende liegt und alles, was meinem Absterben durch alle Ewigkeit folgen wird – Er ist uns oftmals jahrelang nichts gewesen. Nicht Er, sondern Welt, Sünde und das eigene Ich waren unser alles.

Damit Gott wieder unser alles werde, ist Jesus in heiliger Weihnacht zu uns gekommen. Nicht Erlösung von allen irdischen Übeln ward uns bei Seiner Ankunft versprochen. Er kam, uns vom allergrößten und vom allerschrecklichsten aller Übel loszukaufen: Er war geboren, uns vom großen Gottesdunkel der Seele und der Welt, von der verschuldeten Gott-Unähnlichkeit des Menschen zu befreien.

„O wundersamer Tausch!", singt die Kirche als erstes Gebet eines jeden neuen Jahres, „Gott wird Mensch, damit der Mensch gottähnlich werde!"

O wundersamer Tausch – wenn wir ihn nur eingehen wollten! Denn nur dort, nur in diesem Tausch, ist unsere Erlösung.

„Er, der in Gottesgestalt war", steht im Philipperbrief der Bibel geschrieben, erachtete Sein gottgleiches Sein nicht für ein Gut, das Er mit Gewalt festhalten sollte. Vielmehr entäußerte Er sich, nahm Knechtsgestalt an und wurde uns Menschen gleich."

Gott hat Gott verlassen. Er hat sich Seiner Gottheit entäußert.

Die Geschichte Seiner Ölbergstunde und Seines Karfreitages erzählt uns, wie weit Er sich für uns Seiner Gottheit entleert hat. Seine Todesangst und Sein Todesschrei: „Mein Vater, warum hast Du mich verlassen!" sind Zeugen der erschauernden Wahrheit, daß Gott nicht nur unser Fleisch angenommen, sondern auch alle Abgründe unserer durch Sünde verursachten Gottverlassenheit – ja, daß Er sogar zum Fluch für uns geworden ist, wie der Galaterbrief der Hl. Schrift uns offenbart. Zum Menschen, den Gottes ganzer Fluch über die Sünde getroffen. Und zwar so schwer getroffen, daß Er in Seiner letzten Stunde nur noch Blut und Wunden und Angst und Weinen war – und Sterben.

Alles das hat der Gott der heiligen Weihnacht für uns getan, damit auch wir uns unserer Sünde und unseres Ichs entäußern und so wieder ein Sinnen und Wollen, ein Lieben und Leben mit Gott werden, von Dem wir ausgegangen, und zu Dem wir wieder zurückkehren sollen.

„Das Ich ist zur Zerstörung bestimmt", schreibt eine Jüdin, die Christus gefunden hatte. Unsere größten und besten Menschen, die Heiligen Jesu Christi, schreiben und predigen und lehren seit zweitausend Jahren dasselbe.

Das Ich muß zerstört werden – und es wird auch tatsächlich in jedem Menschen vernichtet, entweder von der Schmach und Schande der Sünde – oder aber von Gott.

Damit es von innen sterbe: durch die Liebe zu Gott, durch ein neues Menschenwollen das ganz zum Willen Gottes wird, durch ein neues Menschendenken, das sich nur noch von den Gedanken Gottes leiten läßt – von keiner Selbstsucht, von keinem Stolz, von keiner Gier, sondern nur noch von den Gedanken des himmischen Vaters – dazu ist uns die Fülle der großen Weihnachtsgnade gegeben.

O, daß Du doch erkennen wolltest, Du Mensch, die Höhe und die Tiefe, die Weite und die Breite der Liebe Gottes, die sich Dir in der kleinen Jesuskrippe Deiner Kirche – in dieser fromm-demütigen Nachgestaltung der unerforschbaren Weihnachtswunder – offenbart.

Nichts kann man Gott als Gegengeschenk darbringen – nichts als nur das eigene Ich! Auf daß Gott es durchgnade und durchgöttliche und wir wieder werden, was wir nach Gottes Wollen sein sollten: Söhne und Töchter des Ewigen, die da atmen das Leben und das Lieben des Dreieinigen und die da sind ein Abglanz der Herrlichkeiten und der Heilikeiten Gottes.

– Der Schriftleiter



Advent in unserem Volk

Wie stark tritt uns die Lebensverbindung von Kirche und Volkstum entgegen in der Gestaltung des Kirchenjahres. Die Kirche bringt das Kirchenjahr und das Jahr Christi zu allen Völkern. In jedem Volk aber ist das Kirchenjahr aus der besonderen Volksart gewachsen und geformt. Das christliche und deutsche Kirchenjahr ist das Jahr Christi, wie es in unserem Volk aus deutscher Eigenart, Farbe und Ton, Geschmack und Duft, Äußerlichkeit und Innerlichkeit und Innigkeit angenommen hat.

Katholischer Glaube und deutsches Gemüt haben auch dem Advent deutsches Gesicht, seine deutsch-christliche Prägung gegeben. O dieser heimliche Advent! Inmitten des kalten Winterschnees sprossen in diesen Tagen und Wochen der Erwartung aus deutscher Mystik und katholischer Volksfrömmigkeit die schönsten und lieblichsten Blüten auf, in wundersamer Verbindung von Natur und Ewigkeit, von frommer Vätersitte und Besinnung auf die Gegenwart.

Deutscher Advent! Wie warm und geheimnisvoll das in unseren Ohren klingt! Draußen senkt das Dunkel sich tiefer und tiefer. Der deutsche Winter naht mit seinen dunkelsten Nächten und trübsten Tagen, wo alles Leben zu ersterben scheint. Der Himmel hängt so tief über der Erde, und die trüben Tage werden nur gegen Mittag ein wenig hell. Aber tief drinnen in den Seelen und Herzen, in den Häusern und Stuben, wird es licht und hell und lebendig trotz aller Dunkelheit und aller Wolken ringsum. Eine selige Unruhe nimmt uns gefangen, eine wundersame Spannung, eine frohmachende Ahnung und Erwartung, die alle Jahre neu wird.

Von einer stillen Kleinstadt im Falkenlande wird uns berichtet: Alle Jahre, wenn der Advent naht, dann war jeden Frühmorgen hier ein schönes großes und wunderbares Geschehen. In der dämmrigen Morgenfrühe, wenn die Schulbuben und Mägdlein frisch und hurtig mit ihren munteren Kinderfüßlein und dem Ranzen auf dem Rücken zur Schulmesse trippelten und die Lampen und Lichter aus den Zimmerfenstern in die dunklen schmalen Straßen ihre unsicheren Schatten warfen, dann ging oben auf dem Turm der alten Kirche ein Ladentürlein auf, und hervor trat der Türmer. Und ein Trompetenlied schallte von oben herab in die Morgenstille, ein Lied gar so wundersam, als falle es vom Himmel herunter:

„Tauet, Himmel, den Gerechten,
Wolken, regnet ihn herab."

Unten in den Straßen ging wohl hier und da ein Fenster auf. Und Frauen und Kinder blickten zum dämmrigen Morgenhimmel hinauf mit einem Herzen voll Freude, voll froher Hoffnung und Erwartung. Und die Schulkinder blieben stehen und vergaßen die kalten Füße, und die Arbeitsleute, die vorübereilten, hielten einen Augenblick inne, atemlos, und lauschten. Advent! Advent! Wolken regnen den Heiland herab in die Straßen und Stuben. Aus jedem Herzen taut er heraus!

Dieser Hauch, diese wunderselige Stimmung des Advents, wie spricht sie so unmittelbar zu unseren Herzen, wenn wir weitere Stimmen hören, wie etwa ein echter Dichtersmann aus dem heiligen Land Tirol, Reimmichl, von den Adventslichtern seiner Tiroler Heimat erzählt, von dem heimatlichen Advent mit der wundersamen Poesie der Ro-

ratemesse in der Frühe des Adventsmorgens: „In aller Früh, wenn die Nacht noch keinen Rührer tut, wenn die Vöglein draußen im Wald ihre Köpflein noch tief zwischen den Beinen im warmen Gefieder drinnen stecken haben, und wenn der Morgenstern noch lange hinter den Bergen schläft, da geht schon drunten im Tal ein mächtiges Singen und Klingen an. Die große Glocke ruft und ladet über Berg und Tal. Da wird's auf allen Bergen lebendig, überall beginnen die Fensterscheiben zu leuchten, und schon kommen die Lichter und Fackeln den Berg herunter, einzeln und in langen Reihen. Aus den hohen Kirchenfenstern scheint bereits helles Licht, und alles strömt der Kirche zu. Wie einst die Hirten von den Hügeln zu Bethlehem ins Tal herniederstiegen, so ziehen auch da die Leute heran, das Herz voll Glauben und Liebe. Und drinnen in der Kirche ist alles übersät von Lichtern und Flämmchen. Da rauscht schon die Orgel in feierlichen Klängen, und es beginnt das Rorate, das „guldene Amt".

Solche Adventlichter kannte unsere Heimat nicht. Und doch war der heimatliche Advent reich an Innerlichkeit, an Freude und Seligkeit der Kinderherzen. Alle guten Geister des deutschen Hauses und der deutschen Häuslichkeit wurden wach und lebendig in den stillen Abenden der Adventsstube. O, dieses freudvolle Arbeiten, dieses Freudemachenwollen, Erfreuen und Beglücken, diese schaffenden und bauenden Hände, dieses frohe Basteln und Kleben, Werken und Wirken an den langen stillen Winterabenden! Diese erfinderische Liebe, diese köstlichen, undurchdringlichen Heimlichkeiten, diese traulich-warmen Familienstuben und fröhlich besetzten Familientische des frohen Advents. Draußen alles so finster, stürmisch und kalt und drinnen alles so hell und warm und wohl. Und es brummte und summte der Kachelofen seine vertrauten Winterweisen, und es roch dazu so geheimnisvoll nach Äpfeln und Nüssen. Und das Kinderwarten und die Kinderungeduld wurde mit jedem Tag stärker angespannt. Und immer wieder die Frage an die Eltern, ob auch das Christkind bald komme. Und die Tage wurden gezählt, die Tage bis zum Christfest, erst im Kalender und dann an den Fingern.

Das schönste der Adventsstube war das Krippenbauen. Das gab so fröhliches Werken, den Stall zu zimmern, die Figuren zu schneiden und zu sägen, das gab ein hurtiges Kleben und Leimen und Sägen und Nageln und Zeichnen und Malen. Und alles war voll Erwartung, voll Ahnung, voll ewig junger Freude, voll rastloser Arbeit, das Fest zu bereiten. Diese Tage und Wochen um die Winterabendlampe, diese Tage der Wunder und Offenbarungen mit ihren heimlichen Märchen und Kinderwunderzeit!

Wenn die Dunkelheit hereinbrach, vor dem Abendbrot beteten wir mit dem Vater – die Mutter hatte meistens noch in der Küche zu tun – den Rosenkranz, den freudenreichen Rosenkranz mit den seligen Geheimnissen der Erwartung. Gewiß spannte das Gebet all die fünf Gesetze hindurch die Kindergeduld oft auf das höchste! Aber der Herrgott wird doch seine Freude an diesem abendlichen Adventsgebet der Familie gehabt haben. Und nach dem Abendbrot kam das fröhliche Schaffen, kamen die Stunden des Singens und Erzählens. Da wurde vorgelesen ein Stück aus der Heiligenlegende. Da erzählte der Vater ein schönes altes Märchen, eine Sage. Da durften wir schon einmal die lieben alten Weihnachtslieder singen, leise, ganz leise, wie eine schöne große Hoffnung.

Das war die Adventsstube der Kindheit. Ihr Hauch und Duft begleitete uns durchs Leben. Und die Jahre später, wenn der Advent kam, dann ging ich wohl abends am Vortage des ersten Adventssonntages, einsam oder zweisam, hinaus vor die Tore der alten Stadt, weit hinaus in den nebligen Novemberwald, mir die ersten grünen Adventszweige für Stube und Heim zu holen. Wie da draußen im Bergwald über der Stadt die große, feierliche Stille uns gefangen nahm, wenn von den Bäumen die Feuchte tropfte und aus der Stadt von den Domtürmen die ersten Adventsglockenklänge heraufsangen das einzigschöne Lied von der großen Erwartung. Und dann ging es frohen Herzens heim, im Arm die regennassen harzduftenden Tannenzweige. Daheim hatte die Mutter das Adventslicht schon geschmückt und säuberlich bereitet ins Stübchen gestellt. Die Adventsrose mit den grünen Zweiglein und dem still sich verzehrenden Licht. Und wir saßen dann wohl in der Stube um das Lichtlein herum, das seinen leisen Schimmer und Schatten auf unsere Augen und Gesichter warf, saßen still, versunken und schweigend in großer Erwartung.

* * *

Ich kann nicht wahr sein mit der Zunge, mit dem Herzen falsch.



Das Weihnachtsfest



Nach Professor Georg Rietschel

Bei dem Klange keines andern Wortes werden unsern Kindern so viele fromm-selige Geheimnisse wach wie bei Weihnachten. Da läuten gleich hundert jubelnde Glocken, und die Ahnung von wunderreichen Schätzen blüht auf und leuchtet aus den Augen, hell und funkelnd, wie Kerzen am Christbaum. Wochenlang vor dem Fest des Gotteskindes singen, beten und lauschen sie dem Christabend mit seinen Gaben entgegen. Kein anderes Fest ist so innig mit dem häuslichen Leben verbunden wie Weihnachten. Die Lichter des Christfestes werfen ihre Strahlen auf Wochen voraus und leuchten noch lange nach in das Dunkel und die Öde des Winters.

Das deutsche Gemüt hat für den Geburtstag des Erlösers einen eigenen Namen aus seiner Sprache heraus wachsen lassen. Das französische Wort noel ist aus dem lateinischen natalis, d.h. Geburtstag, entstanden; der Engländer hat aus der lateinischen Kirchensprache sein christmas, Christmesse, gebildet, aber der Deutsche sagte schon früh in seiner Muttersprache „wihen nahten", und meinte zunächst die gesamte Zeit vom 25. Dezember bis 6. Januar. Später wurden die beiden Worte ohne Präposition zu einem Worte vereinigt, und man bezeichnete mit „wihnahten" die eine geweihte, heilige Nacht, die der Welt das Licht gebracht hat. –

Wir können uns kaum vorstellen, daß es eine christliche Zeit gegeben hat, in der das Geburtsfest des Erlösers nicht gefeiert wurde; und doch sind dreihundert Jahre hingegangen, bevor die Kirche den Geburtstag ihres Herrn zu einem Festtag erhob. Den Christen galt eben der Todestag als wahrer Geburtstag, und auch heute noch hält die Kirche es bei der Verehrung der Heiligen so: es ist nicht die Ankunft auf diese Erde, die sie feiert, sondern der Tag, der die Geburt ist ins ewige Leben, der Sterbetag ihrer Kinder. –

In den Evangelien ist nirgends etwas über die Jahreszeit und auch nicht über den Tag der Geburt Christi gesagt. Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, der 25. Dezember sei gewählt worden, weil er im alten Julianischen Kalender der Sonnenwendtag war, „der Tag der unbesiegten Sonne", von dem an die Sonne wieder von Tag zu Tag an Kraft zunimmt. Vielfach wurde von den heiligen Kirchenvätern auf diese symbolische Bedeutung des Tages Bezug genommen. Der hl. Chrysostomus (um 400) sagt: „Bildlich nennen die Leute diesen heiligen Tag der Geburt des Herrn die neue Sonne und schaffen durch diese Bezeichnung eine Art Übereinstimmung zwischen Juden und Heiden." Der große Kirchenvater Augustinus erwidert auf die Behauptung, daß die Christen das Geburtsfest der irdischen Sonne nur unter anderem Namen feierten: „Wir feiern den 25. Dezember nicht wegen der Geburt der Sonne, wie die Ungläubigen, sondern wegen der Geburt dessen, der die Sonne erschaffen hat." Schon im Jahre 221 hatte Sextus Julius Africanus den 25. Dezember als Geburtstag Jesu Christi errechnet. Nach der Tradition soll Papst Julius I. (337–352) aus römischen Akten den 25. Dezember als Geburtstag und den 6. Januar als Tauftag Christi gefunden und die Feste angeordnet haben. – Das Epiphaniefest wurde schon bald, nachdem das Weihnachtsfest ein-

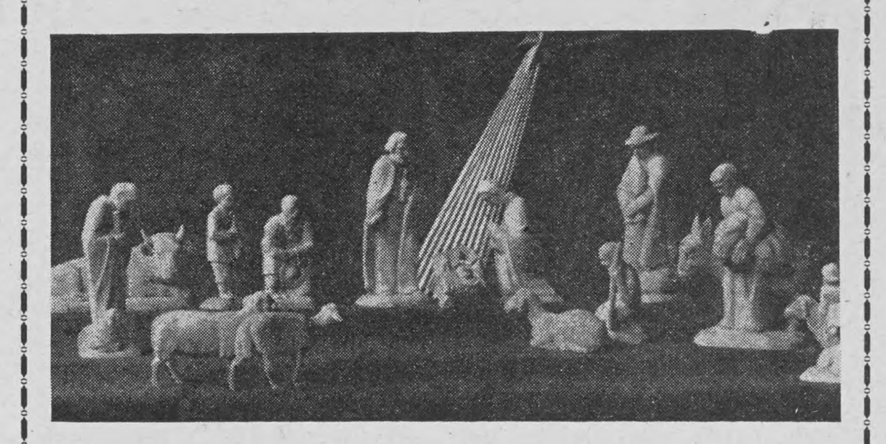
Zwei Hirten

Lippai, steh auf vom Schlaf!
„Was ist denn da?"
Mich wundert's, daß d' schlafen kannst.
„Ich schlaf' schon."
Geh mit mir auf die Weid' schau, was's für Wunder gibt! 's ist so licht wie am Tag.
„Was war das?"
Die Musik währt schon lang!
„Ich hör' nicht!"
Trag deine Pfeife auch bei dir!
„Bin schon gericht."
Die Engel, die singen oben:
Es ist ein Kind gebor'n!?
Wenn's der Messias wär'!?
„Das wär mir was."

geführt war, das Fest der drei Weisen aus dem Morgenlande. Die drei, die so weit gereist waren, um den neugeborenen König der Juden anzubeten, wurden als die Erstlinge angesehen, denen in der Heidenwelt die Herrlichkeit des Herrn offenbar geworden war. Der Tag erhielt dann auch später den Namen Dreikönigsfest. Die Bibel spricht weder von Königen, noch nennt sie eine Zahl. Aber die Psalmstellen: „Die Könige aus Tarses werden Geschenke bringen, die Könige aus Arabien und Saba werden Gaben zuführen", und: „Um deines Tempels willen zu Jerusalem werden dir die Könige Geschenke zuführen", wurden auf die Weisen aus dem Morgenlande gedeutet. Ihre Zahl wurde hauptsächlich durch die drei Gaben: Gold, Weihrauch und Myrrhen bestimmt. Ihre Namen tragen besondere Bedeutung: Kaspar = Schatzträger, Melchior = König des Lichts, und Balthasar = Gottesschutz. Sie sind zu den Himmelsfürsten der katholischen Kirche erhoben. Ihre Leiber kamen nach der Legende früh in die Sophienkirche nach Konstantinopel, von da nach Mailand und 1163 in den Dom zu Köln, wo ihre Häupter in einem prächtigen Goldschrein ruhen.

Schon frühzeitig bildete sich als Vorbereitungszeit auf das Weihnachtsfest die Adventszeit aus. Im elften Jahrhundert wurde sie von der Kirche auf vier Sonntage festgelegt. Man verteilte die vier Adventssonntage nach einem vierfachen Kommen des Herrn: seine Ankunft im Fleische als Gottmensch, sein Kommen in die Menschenherzen, sein Kommen beim Tode des Menschen und seine Ankunft am letzten aller Tage, auf den Wolken des Himmels zum Gericht.

Heilige Nacht



**Jetzt schweigen die Hobel und Hämmer,
still über dem Werktag es wird,
jetzt führt seine Schafe und Lämmer
zur heiligen Stätte der Hirt.**

**Jetzt zeigen die Christnachsterne
ihr golden Diadem,
jetzt drängt alle Weite und Ferne
zum Stalle von Bethlehem.**

**Jetzt lösen vom Harme der Stunden
die Menschenherzen sich los,
jetzt nimmt den Schmerz aller Wunden
die Erde in ihren Schoß.**

**Jetzt wird eine ärmliche Krippe
dem Christkind zu Schemel und Thron,
jetzt neigt eine Magd ihre Lippe
im Kuß auf den göttlichen Sohn.**

**Jetzt ist uns das Wunder beschieden;
Die Welt wird erlöst durch ein Kind . . .
Gib denen, o Kind, deinen Frieden,
die guten Willens sind!**

Willi Lindner



Hedels denkwürdige heilige Nacht

von Franz Kister OMI

Der Heilige Abend des Jahres 1951 war in Schleswig-Holstein ohne Schneegeglitter und Sternengefunkel. Seit Tagen regnete es sachte, doch unablässig. Die Wege waren aufgeweicht und mühsam zu gehen. Aussicht auf Wetterbesserung bestand kaum, und die Weihnachtsstimmung war begreiflicherweise stark gedämpft.

Bis in die Abenddämmerung hinein hatten die Katholiken der um das Landstädtchen K. gelegenen Dörfer – mit zumeist Flüchtlingen aus Schlesien – den Himmel gut im Auge behalten, in der Hoffnung, es könne am Ende doch noch ein kleines Wunder geschehen und das Wetter sich ändern. Diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Der Regen hielt unverdrossen an. Schwarz und erbarmungslos brach die Nacht herein – die Heilige Nacht.

„Wir kapitulieren", sagten die Leute. „Bei der Finsternis und dem Schuhwerk gehen wir heut nacht nicht über Land zur Kirche. Diemal schaut sich der Pfarrer vergebens nach uns um." Es klang ein wenig bitter, war aber nur Schmerz und Trauer um das unersetzliche Erlebnis der Heiligen Nacht. Von mancher Wimper, die sich an diesem Abend dem Schlummer ergab, tropfte in der Erinnerung an die Weihnacht vergangener Zeiten eine heiße Träne. – Heilige Heimaterde Schlesien! – Harte Stiefmutter Diaspora!

Für Fräulein Hedel (Hedwig), die seit ihrer Heimatvertreibung vor sechs Jahren auf dem Hof des Großbauern arbeitete, gab es kein Kapitulieren und keine Tränen. „Mag es Zigeuner regnen", hatte sie am Nachmittag gesagt, als die Wolken tief und schwarz über dem Dorfe hingen. „Ich gehe, weil ich gehen **muß**." Und wieder kramte sie den Brief aus der Lade, den ihr der Pfarrer vor 14 Tagen geschrieben hatte. Er lautete:

„Verehrtes Fräulein Hedel, liebes Pfarrkind! Mitten im Advent bedrückt mich eine schwere Sorge um unser Diasporakirchlein. Ich habe eine Krippe gebastelt. Es fehlt mir aber das Kindel. Nun höre ich, Ihr hättet ein wundervolles Jesuskind aus Schlesien mitgebracht. Es sei fast so groß wie ein neugeborenes Menschenkind. Herrlich! Dann paßt es in mein Kripplein. Bitte, leiht es uns für die Heilige Nacht und bringt es zur Christmette mit! Es wünscht Euch heute bereits ein gnadenreiches Fest Euer Pfarrer N."

Dann noch ein Nachsatz: **„Ohne** Euer Jesulein wäre in unserer Kirche **keine** Weihnacht. Wohlan denn!"

„Halt!" – war es dem Pfarrer schon bei der Niederschrift durch den Kopf gefahren. „Ist dieser Satz nicht zuviel Weihrauch für die jungfräuliche, aber stolze Nase meiner guten Hedel?" – Doch schon stand er da.

Und gierig hatten die Augen der Adressatin ihn verschlungen. **„Ohne** Euer Jesulein **keine** Weihnacht!" – Wie ein glitzernder Stern, wie ein schimmernder Weihnachtsengel, ja wie der Erzengel Gabriel selber stand das Wort da – und grüßte die Jungfrau. „Ohne Euer Jesulein keine Weihnacht!" – Hedel hatte den

---

Auch uns, du wunderreiches Himmelskind,
Laß deine Hand den Gnadensegen spenden!
Auch wir sind krank und lahm und taub und blind,
Dein Wunder nur kann Siechtum enden.
Wir steh'n am Weg und fleh'n um dein Erbarmen,
O Jesus, du Sohn Davids, hilf uns Armen!
A. Hermann

Mut, den Gedanken zu denken: also auch **nicht ohne mich**; denn das Jesulein – gehört mir. Doch je öfter sie den Satz leise vor sich hinsprach, um so mehr verlor er die Züge Gabriels und nahm die grinsende Fratze Satans an. „O Gott, ist es eine Sünde so zu denken? Ist das nicht Gotteslästerung? Mir graut.“ – Doch im Grunde, so fühlte sie, war das Grauen noch schön. Schließlich graute ihr nicht mehr, sondern stolz und kühn wie Luzifer schlußfolgerte sie: „Ohne mich keine Weihnacht!“

Nun war der Heilige Abend da. Um 9 Uhr warf sich Jungfer Hedel den Regenmantel um, steckte Taschenlampe, Gebetbuch und Rosenkranz zu sich und ergriff das Henkelkörbchen, in das sie mit Liebe das rosige Gotteskind gebettet hatte.

„Nehmt den Tell mit, sagte der Bauer, als sich Hedel in der Küche von den protestantischen Wirtsleuten verabschiedete und ihnen ein frohes Fest wünschte. „Das Tier ist treu und kann Euch nutzen. Geh, Bub, hol ihn!“ – „Ihr habt recht, Bauer“, entgegnete Hedel, „aber Angst habe ich nicht. Da schaut“ – sie zog die Decke vom Körbchen hinweg –, ich bin in guter Hut. Jetzt wißt Ihr auch, warum ich gehen **muß**. Unser Pfarrer braucht mein Jesulein. **Ohne mich** wäre es **keine Weihnacht**.“ – Nun war das luziferische Wort schon zweimal heraus.

Inzwischen hatte der Bub den Tell hereingeholt und ihm seinen Trog hingeschoben. „Da friß“, dich satt an deinen protestantischen Knochen! Sie sind von unserem Kalb. Aber laß





Tante Hedel ihr katholisches Jesukind in Ruh!“ Hedel steckte den Scherz schweigend ein. Solche Reden, das wußte sie, waren nicht bös gemeint.

Dann nahm sie das große, kluge Tier an die Leine, empfahl sich und schritt hinaus, der Nacht und dem Wetter – und ihrem Schicksal entgegen.

Auf dem Gang durchs Dorf klopfte sie noch an manches erleuchtete Fenster, hinter dem Katholiken wohnten, und fragte resolut: „Will niemand mit? Habt Angst vor dem bißchen Regen?“ – Bißchen Regen? Heut nacht kann sich einer den Tod holen. Bleibt daheim, Hedel!“ – „Ich muß, ich muß! **Ohne mich keine Weihnacht!** Ich bringe ja das Jesuskind.“ – Das war die dritte Lästerung.

Bald waren die beiden Christnachtpilger aus dem Bereich der menschlichen Behausungen heraus und hatten den einsamen Feldweg gewonnen. Der kalte Sprühregen hielt noch immer an und machte die nächtliche Wanderung zu einem spürbaren Opfer, das Hedel hochherzig zu bringen wußte. Auch Tell machte keine Einwände, obwohl es ihm nicht einleuchtete, warum er seine warme, mit Stroh gefüllte Hütte so unvorbereitet gegen dieses „Hundewetter“ hatte eintauschen müssen. Doch er fügte sich und hielt Schritt.

Das ging so gute zwei Stunden. Da Hedel, in der Dunkelheit von ihrem Ortsgedächtnis im Stich gelassen, der Meinung war, der Feldweg müsse nun endlich in die Hauptstraße und dann ins Städtchen einbiegen, steuerte sie



seitwärts, geriet auf eine Böschung, glitt aus und kam elend zu Fall. Regungslos lag die Ärmste da. War sie bewußtlos? Tot? – Endlich schlug sie die Augen auf. „Wo bin ich?“ – Benommen tastete sie um sich. Schließlich kehrten die Sinne zurück. Sie kramte die Taschenlampe heraus: O Schreck! Neben ihr stand Tell und beschnupperte das Jesuskind, das beim Sturz aus dem Körbchen gefallen war und auf der Erde lag. „Gott, mein Jesulein“, schrie sie und war mit einemmal hellwach. Sie vermochte es mit der Hand zu greifen. Es war unversehrt, doch beschmutzt. Nun versuchte sie aufzustehen. Das war rein unmöglich. Der rechte Fuß war wie erstorben, und die geringste Bewegung bereitete ihr rasende Schmerzen. – „Mein guter Gott“, seufzte sie“ – „gebrochen! – Wenn mich niemand findet, kann ich morgen früh tot sein. – Und dann die Christmette! Sie haben ja kein Jesulein! Sie haben ja keine Weihnacht!“ – Die Gedanken wühlten in ihr. „Tell, mein guter Tell“, sagte sie endlich mit merkwürdiger Entschlossenheit, „du allein kannst helfen.“ – Wieder blitzte die Taschenlampe auf; es war halb zwölf. „Tellchen“ – dabei zog sie ihren Schicksalsgenossen zu sich heran, streichelte und tätschelte ihn, gab ihm das Butterbrot, das sie auf dem Heimweg selber hatte essen wollen, liebkoste ihn und sagte: „Tell, da nimm das Körbchen und bring es zur Kirche! Du kennst den Weg besser als ich. Da nimm's! Die Krippe ohne Jesulein – Tell, das ist unmöglich.“

Tell begriff. Er hatte Hedel oft genug auf nächtlichen Kirchgängen begleitet. Er hatte oft genug den Frühstückskorb mit Wurst und Brot und Schinken den Schnittern aufs Feld hinausgebracht. Würste und Schinken im Korb und eine Handbreit darüber eine ewig hungrige Hundeschnauze und das auf menschenleeren Feldwegen – ohne schwach zu werden, will auch für einen disziplinierten deutschen Schäferhund etwas heißen. So ein Kerl war Tell. Hedels Wachsjesulein dagegen ließ seine auf Schweinshacksen und Kalbskeulen spezialisierte Hundeschnauze vollkommen kalt. – „Wachs- und Gipsfiguren“, dachte er jetzt bei sich, „sind nicht mein Fall.“

Im übrigen wußte er den Auftrag zu würdigen. Behutsam, doch fest setzte er den Fang an und packte zu. Von der Leine befreit und von Hedels Reisesegen begleitet, begab er sich auf den Marsch. Vorsichtig zunächst, die Schwere der Last sorgsam prüfend, setzte er Lauf vor Lauf. Noch einmal ließ er sich, zurückschauend, die Richtung seines Weges und die Eile des Auftrages bestätigen und schnürte dann instinktsicher in die Nacht hinein. Als Hedel einige Augenblicke später mit ihrer Taschenlampe das Feld ringsum bestrich, war Tell nicht mehr zu sehen.

„Er wird seine Sache gut machen. Er wird's ihnen aushändigen, und sie werden Weihnachten feiern – **ohne mich!**“ Der Gedanke fällt ihr wie Feuer in die Seele. „Da ist sie – die Strafe

---

Der Hirtenknabe

Legende von Hans Gäfgen

In tausendfältigem Glanze stand die heilige Nacht über der Erde. Alle Menschen waren froh und voller Seligkeit. Nur ein kleiner, buckliger Hirtenknabe, den die Hirten, da sie zur Krippe gingen, bei der Herde zurückgelassen hatten, da sie sich seiner schämten, lag weinend in stillem Schmerze neben den Schafen. Zerrissen und wehe war sein Kinderherz, und das große Leid hatte seine Dornen in die junge Seele gesenkt.

Da war dem Knaben mit einem Male, als werde er emporgehoben. Und siehe! Er schwebte auf dem Rücken des Hundes, der die Herde hütete. Und der Hund lief und lief, und das Knäblein, obwohl wie im Traume auf dem Tiere sitzend, fiel nicht zur Erde.

Dann aber blendete himmlischer Glanz die Augen des Knaben. Er sah das Kindlein in der Krippe liegen und erblickte Maria, und Joseph und die Hirten.

Die aber wollten den Buckligen zur Seite stoßen und den Hund schlagen weil er die Herde verlassen hatte.

Da sah Jesus nieder auf die beiden, die im Staube lagen. Und da sein Blick den Knaben traf, ward der Rücken des Kindes glatt, und der Buckel verschwand. Und da sein Blick auf dem Tiere ruhte, entglomm in den Augen des Hundes ein Leuchten, das wir Menschen Treue nennen.

Im Raume aber war das Singen der Engelknaben, die auf goldenen Flügeln durch die Nacht herniederschwebten.



O Kind, so arm — o Gott, so groß, —
Welch heiße Lieb', welch' hartes Los! —
Dies alles ist für uns gescheh'n —
Wie sollt's uns nicht zu Herzen geh'n?
Für uns erschienst du auf der Welt,
Für uns hast du das Lösegeld
Dem Vater dein dich dargebracht,
Vom Sündenfluch uns frei gemacht!

Für uns ertrugst du Schmach und Not
Und starbst zuletzt den Kreuzestod,
Drum sollst auch du der König sein,
Der unser Herz regiert allein!
Und weist die Welt dich kalt zurück, —
Wir kennen, Kind kein größer' Glück,
Als unter deiner Herrschaft steh'n
Und so den Weg des Friedens geh'n!

Cordula Wöhler

Gottes. Ich habe mich überhoben, o Gott. Ich habe mich versündigt. Ich wollte mehr sein als der Pfarrer, mehr als die Engel, mehr als das Jesuskind selber. Am liebsten hätte ich mich in die Krippe legen und anbeten lassen — und nun liege ich hier wie ein alter weggeworfener Sack auf dem Acker. Keiner weiß, wo. Ich weiß es selber nicht. Ich werde sterben. Morgen früh werde ich erfroren sein. Es wird schneien und der Schnee wird mich begraben und im Frühjahr werden sie ihre Äcker bestellen und mich finden. Gott sei mir Sünderin gnädig!" —

Wie lange sie so sinnt und weint und betet, weiß sie nicht. Da plötzlich dringen Stimmen an ihr Ohr. Sie späht! Sie lauscht! Die Stimmen kommen aus der Richtung des Dorfes. O Wunder! Wie ein Heer von Glühwürmchen sieht es aus oder wie ein Christbaum mit ungezählten Lichtern, den man durch die Nacht trägt. Was ist das? Was geschieht? Sind es die Hirten von Bethlehem? Die Könige aus dem Morgenlande? Sind es gar die Weihnachtsengel, die sie abholen wollen? — Das Gemurmel wird stärker. Nein, es sind keine Gloria-Engel, auch nicht die Könige aus dem Morgenlande. Sie sprechen nicht chaldäisch oder babylonisch. Sie sprachen schlesisch, unverfälschtes Schlesisch. Es sind ihre Leut. Es sind die Dörfler. Und die Glühwürmchen sind Laternen und Taschenlampen. Sie kommen ihr nach. Der Regen hat längst aufgehört. So hat es sie doch nicht daheim gehalten und sie sind auf zur Christmette. Hedel ruft: „He, Leute, hierher!" — Die Schar steht wie erstarrt. — „Eine Stimme! Jemand ruft! — War das nicht Hedels Stimme?" — Und wieder gellt es durch die Nacht: „Leute, hier liege ich auf dem Acker. Kommt, helft mir!" — Da bohren sich die Fackeln und Scheinwerfer in die Dunkelheit, bis einer ruft: „Dort drüben liegt sie!" — Uud schon stürzen sie über den Acker querfeldein, schon sind sie um sie und leuchten ihr ins Gesicht. — „Hedel, um Gottes willen, was ist geschehen? Bist du überfallen worden?"

Hedel erzählt — mühsam und stockend. Indessen fassen starke Männerhände zu, heben sie auf, bereiten ihr, so gut es geht, mit Decken und Mänteln ein trockenes Lager und lassen sie wieder behutsam nieder. Eine kundige Frau untersucht Fuß und Knöchel und stellt fest: „Gebrochen." Während sie noch mit der Verunglück-

ten beschäftigt sind, durchstoßen ein zweites Mal fernher kommende Lichter und Stimmen die Nacht. Diesmal aus der Richtung der Stadt. Und beides, Lichter und Stimmen, kommen wie im Sturm näher. Jetzt wird auch das Geklapper eines Wagens hörbar. Und nun hetzt ein Hund heran. Es ist Tell. Wie der Wind fügt er über das Feld. Schon ist er an Hede's Seite, umwedelt sie, leckt ihr die Hände und weiß sich vor Freude nicht zu fassen. Junge Burschen ziehen einen Handwagen hinter sich her, darauf Stroh und Decken und Kissen. Hedel fühlt keine Schmerzen mehr. „Tell, mein Tell, hast du das Körbchen dem Pfarrer gebracht? Ihr Männer sagt mir um Himmels willen, wo ist mein Jesulein?" –



„Hier ist es", ertönt plötzlich die Stimme des Pfarrers, der in diesem Augenblick unter dem Klang des Krankenglöckleins in den Kreis tritt, „ich habe es Euch mitgebracht, aber nicht das aus Wachs, sondern das richtige. Ich wußte ja nicht, was mit Euch geschehen war, als Tell mit dem Körbchen ankam. Ich sagte mir: Es ist besser, ich nehme das Allerheiligste mit." – So reicht es mir, das Jesuskind", sagt Hedel schlicht. – Es geschieht. Ihres gebrochenen Fußes nicht achtend, kniet Hedel nieder, neben ihr mit großen Augen der treue Tell; um sie die Schar der Landsleute; vor ihr, in der Hand des Priesters, das wahrhaftige göttliche Kind. –

Ein Mann im Hintergrund flüstert seinem Nachbar zu: „Es fehlen nur die Engel, dann ist Bethlehem fertig." Dabei heben beide den Kopf empor und schauen und schauen – in einen Himmel voller Sterne. Während Hedels Herz zur Weihnachtskrippe wird, tönt es über die nächtliche Flur: „Stille Nacht, Heilige Nacht!" – Dann folgt ein langes Schweigen. –

Schließlich sagt der Pfarrer: „Und nun, Fräulein Hedel, bringen wir Euch ins Krankenhaus. Wie es scheint, ist Euer Fuß gebrochen." – „Nach der Christmette", protestierte sie. „Jetzt bringt mich in die Kirche! Ich habe dem Jesuskind noch etwas zu sagen." – „Wenn Ihr's aushaltet", sagt der Pfarrer und läßt die Kranke vorsichtig auf den Handwagen heben und in die Kissen betten. Dann setzt sich der ganze Zug in Bewegung, der Kirche entgegen. Dort hatten die Gläubigen bereits zweimal alle Weihnachtslieder des Osnabrücker Diözesangesangbuches der Reihe nach durchgesungen, dazu alle schlesischen Kolenden (in Schlesien: die Weihnachtslieder).

Ihre Bangigkeit löste sich, als sie hörten, daß es sich bei der Verunglückten schlimmstenfalls um einen Beinbruch handele. Nun brachten die Männer sie selber herein und setzten sie in der ersten Bank nieder – der Krippe gegenüber.

Da lag ihr Jesulein, still und schweigend – und hatte doch in dieser Nacht ihr Leben verändert.

Demütiger als der demütige Hirte neigte sie sich vor dem Kinde und betete: „Gotteskind, Du hast mir den Fuß gebrochen. Das soll mich wenig kümmern. Gotteskind, Du hast mir den Stolz gebrochen. Das danke ich Dir von Herzen." –

Es wäre noch zu berichten, daß seit Bethlehem in jener Nacht zum erstenmal wieder – entgegen allen liturgischen Gepflogenheiten – ein lebendiges Haustier zur Christmette zugelassen wurde. Es war Tell, der um keinen Preis von seinem Körbchen und dem Jesuskind lassen wollte und sich darum mitten in der Kinderschar hinkauern durfte, was den kleinen Trabanten, die Hedels Bundesgenossen seit langem gut kannten, eine ganze Weihnachtsbescherung wert war.

Zu erwähnen ist noch, daß Hedels gebrochener Fuß nach wenigen Wochen geheilt war und sie in Erinnerung an diese ihre denkwürdige Heilige Nacht der kleinen katholischen Diasporagemeinde das Jesuskind endgültig zum Geschenk machte.



Am heiligen Weihnachtsfest

in der Kalahari

von Franz Hagel OMI

„Hallo, hallo, Father dear", weckte mich eine kräftige Männerstimme aus meinen Gedanken, als ich kurz vor dem Fest von der Weihnachtsfeier im Nazareth-Haus zu Kimberley bei leuchtender, strahlender Abendsonne ins Priesterhaus zurückkehrte.

„Entschuldigung, lieber Herr Doktor, meine beiden Ohren summen und brummen noch vom fröhlichen Lärm, vom Tuten und Blasen, vom Pfeifen und Trommeln der Waisenkinder, die eben ihre Weihnachtsbescherung gehabt haben."

„Nichts für ungut! Ich wollte nur fragen, wo Sie dieses Jahr das Weihnachtsfest feiern. Meine Frau ist mit den Kindern nach Kapstadt zu den Großeltern gefahren; ich möchte nicht gerne an diesem großen Fest in irgendeinem Hotel der Stadt herumsitzen, sondern mit Ihnen auf Ihre Mission gehen."

„Herzlich willkommen, lieber Doktor, aber ich fürchte, Sie werden nicht auf Ihre Rechnung kommen. Auf unseren Neugründungen ist Weihnachten fast so arm wie im Stall zu Bethlehem. Wie Sie wissen, hat unser Hochwürdigster Herr Bischof vor kurzem weit draußen in der Kalahari, in Douglas am Vaal, ein kleines Hospital eröffnet. Einer unserer Brüder legt noch die letzte Hand an, und vier Franziskanerinnen sind bereits in voller Tätigkeit. Bis eine Priesterwohnung hergestellt ist, habe ich für dieses Missionspersonal und für die dortigen katholischen Syrer zu sorgen."

„Ist dort ein Platz für einen Zaungast zu bekommen?"

„Das lassen Sie meine Sorge sein; sollte im Hospital wirklich kein Zimmer frei sein, sind noch unsere Syrer da, bei denen Gastfreundschaft noch in Ehren steht wie in den Tagen der Patriarchen."

„Well, Father, ich werde Sie für Weihnachten überfallen. Bye, bye!"

Zwei Tage vor Weihnachten fuhr ich nach Douglas in der Kalahari. Weiten ohne Ende, Länder ohne Grenzen, zogen an mir vorbei. Immer wieder ging's über Anhöhen und Höhenzüge. Das azurne Himmelsgewölbe dehnte sich immer weiter aus. Unwillkürlich kam mir das Wort in den Sinn:

> Ach, kein Steg will dahin führen,
> ach, der Himmel über mir
> will die Erde nie berühren,
> und das Wort ist niemals hier.

Das ganze Land schien fast menschenleer zu sein. Dafür sprangen öfter Hasen über den Pad, Vogel-

straußherden stelzten erschreckt davon und Affenrudel suchten Schutz im Gebüsch vor unserem schwerfälligen Fahrzeug. Endlich, nach sechs langen Stunden, glänzten die Wasserspiegel des Vaal in der Ferne. Das Ziel war erreicht.

Der Mitternachtsgottesdienst war in der Kinohalle, die Eigentum eines unserer katholischen Syrer ist. So gut wie möglich hatten wir diesen Raum, der sonst nur profanen Zwecken dient, hergerichtet, um das Geheimnis der Heiligen Nacht würdig zu feiern. Ein Harmonium hatten wir von einer nichtkatholischen Familie geliehen, auf dem nun eine der Krankenschwestern Chormeisterin war. Wohl zum erstenmal, seitdem die Welt besteht, wurde in Douglas in der Kalahari ein Hochamt gefeiert, in dem alle Teilnehmer durch die heilige Kommunion „die Wiedergeburt Jesu Christi in den Herzen der Gläubigen" feierten. Nach dem Hochamt sangen wir die bekannten Weihnachtslieder eines nach dem andern, wobei die kleine Gemeinde nicht genug bekommen konnte. In der dritten heiligen Messe, im Hospital, nahmen auch unsere schwarzen Christen teil. Bei Nacht durften sie ihren Wohnort, die Lokation, nicht verlassen; denn so will es das Gesetz.

Gegen Mittag machten die Schwestern und wir zwei Gäste gemeinsame „Gratulationskur" bei den Kranken des Hospitals. In den Zimmern für Wöchnerinnen wünschten wir den glücklichen Müttern und ihren ganz Kleinen frohe Weihnacht und alles Gute für die Zukunft. Dann gings in die Krankenzimmer, wohin unsere Organistin ihre Zupfgeige mitnahm. In einem Zimmer lag ein steinalter Mann, der völlig taub und fast erblindet war. Hier kam unsere Sangeskunst nicht zur Geltung. Wir drückten ihm die Hand im Bewußtsein, daß er nächste Weihnachten wohl im Himmel feiern werde. Schwester Oberin gab ihm ein kleines Weihnachtsgeschenk, das er tiefgerührt mit den Worten verdankte: „U is baaie goed; ech dank U veele keeren — Ihr seid sehr gut, ich danke vielmals."

Im nächsten Zimmer lag das Kind eines unserer Katholiken, das bereits viele Weihnachtsbesucher bei sich hatte, weshalb unsere Aufgabe bald erledigt war. Im letzten Zimmer lag ein noch jüngerer Mann, dessen Glückssterne wohl nie sehr hoch gestanden haben. Als Farmknecht bekam er eher das Gnadenbrot als geregelten Lohn. Beim Sturz von einer Leiter hatte er sich zwei Rippen gebrochen und war nun nach langen Leidenstagen wieder auf dem Weg der Besserung. Als wir zu fünfen sein Zimmer betraten, war er überrascht und er-

Führ', o Mutter, himmlisch rein,
Führ' doch zu dem Kripplein mich,
Ach ich möcht' dein Kind, das kleine,
Grüßen recht herzinniglich!

Ist's doch auch für mich erschienen,
Hat's doch auch an mich gedacht!
Will zum Dank ihm freudig dienen,
Weil es mich so reich gemacht!

Sieh', in deine Mutterhände
Leg, ich Herz und Leben mein,
Hilf mir, bis zu meinem Ende,
Deines Kindes Eigen sein!

Und auch dir, o Mutter, süße,
Weih' ich Seele, Herz und Sinn,
Mit des Engels Gruß ich grüße
Dich, des Himmels Königin!

Cordula Peregrina,

* * *

freut wie die Apostel auf dem Berge Tabor. Im nächsten Augenblick strichen die Finger über die Saiten, und ein paar Weihnachtsliedchen erklangen in dem kleinen Raum, der bisher nur seine schweren Schmerzensseufzer vernommen hatte. Der Kranke wußte vor Überraschung nicht, was er anfangen sollte. Dicke Tränen rollten ihm über die im Krankenzimmer gebleichten Wangen. Als wir dann zum Glückwunsch die Hände reichten, brachte er nur die Worte über die Lippen: „Ich weiß nicht, was ich sagen soll; es ist doch so schön bei den Römischen." Die kalvinischen Buren nennen die Katholiken gewöhnlich nur die Römischen.

Am Nachmittag fuhren wir, mein Freund und ich, in praller Sommerhitze über den Vaal nach der etwa drei Kilometer entfernten Lokation zu den Schwarzen. Unter diesen 3000 Bewohnern ist die Frohbotschaft des Weihnachtsfestes noch kaum vernommen worden. Wenn dieses Armuts- und Elendsviertel ein Stadttor hätte, so würde ich die Worte Dantes darübersetzen: Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate — Laßt alle Hoffnung fahren, ihr, die ihr hier eingetreten seid! Auf öder, rotgrauer, ausgebrannter Fläche stehen armselige Hütten, manche schon halb eingefallen, in der prallen Sonne. Kein Baum, kein Strauch, nicht einmal ein grüner Grashalm kann gedeihen. Hier vegetiert das schwarze Volk mit Ziegen, Schafen und Hühnern.

An der ersten Hütte, welche wir besuchten, schoben wir den Rupfen beiseite, der als Türe diente, und standen mit zwei Schritten mitten in einem stockdunklen Raum. Nur durch die Löcher, welche der Rost in das Blechdach genagt hatte, kamen ein paar verirrte Sonnenstrahlen herein. „Frohe Weihnacht!" grüßten wir beide, ohne einen Gegengruß zu hören. Erst nachdem die Augen sich an das Dunkel gewöhnt hatten, endeckten wir eine zahlreiche Familie, die am blanken Boden saß.

„Wieviele Kinder habt Ihr, lieber Mann?" fragte ich den Hausherrn. „Sechs", lautete die kurze Antwort. „Wo schlafen die?" Wortlos zeigte der Mann auf den Boden, wo die Kinder an der Wand saßen und uns beide wie ein Meerwunder anstaunten. „Habt Ihr heute etwas zu essen gehabt?" — „Noch nicht", sagte der Mann wortkarg. Mein Freund holte zwei große Brote aus dem Auto und verteilte sie an die schwarze Familie.

„Sind deine Kinder getauft?" fragte ich weiter. „Ne, Baas." — Warum nicht?" — „Die weißen Christen haben uns alles genommen und bedrücken uns." — „Aber wir zwei sind auch ‚weiße Christen'; wir haben den Schwarzen nichts zu Leid getan." — „Ja, Baas", lautete kalt und frostig die Antwort.

Hier war für den Missionar noch nichts zu machen; hier muß erst die Gnade von oben Wunder wirken und harte Herzen empfänglich machen, für die Weihnachtsbotschaft. Wir gingen weiter. Am Wege stand ein kleiner hübscher Junge, der freundlich grüßte und mit seinen runden weißen Augen an uns hinaufblickte. Was der Wollkopf am Leibe trug, waren nur noch ein paar Fetzen, die von einer Schnur zusammengehalten wurden. Ich gab ihm zuerst ein paar Leckerle in seine offenen Handflächen und fragte ihn nach seinem Namen.

„Tom, wirf deine schmutzigen Lappen weg; wir haben etwas Besseres für dich." Der kleine Knirps wäre jetzt wohl spornstreichs davongelaufen, hätte er nicht gesehen, wie der Herr Doktor etwas aus dem Wagen nahm. Er riß die Schnur entzwei, und schon lagen die Fetzen im Sand. Daß er nun im Naturzustand im vollen Tageslicht stand, machte ihm keine Sorge; denn es gab ja keine Blöße mehr, die nicht vorher schon enthüllt war. Unbeholfen und hastig suchte der Knirps in die Höschen zu schlüpfen, was ihm auch endlich gelang. Rasch wie der Wind eilte er davon, damit wir ja das Höschen nicht wieder zurücknehmen konnten. Inzwischen hatten sich eine Schar Kinder und auch einige Erwachsene um uns gesammelt, die verwundert die Umwandlung des Kleinen mitangesehen hatten. An die Ärmsten verteilten wir Kleider und Brot. Ob solch lautere aufrichtige Freude je in die Lokation von Douglas eingezogen ist? Ein Hallo, ein Händeklatschen und Jubeln erklang durch das armselige Lager.

Nun suchte ich nach einem schwarzen Katholiken, den ich von meiner früheren Mission hier kannte. Einige Hütten weiter; richtig, da saß der blinde Mann vor seiner Wohnung, auf der nur noch ein halbes Dach hing und das vom nächsten Winde wohl vollends herabgerissen wird.

„Jakob wie geht es? Gnadenreiche Weihnacht!" — „Oh, Baas, wie soll es gehen, wenn man blind ist!" Mein Freund gab mir ein paar Geldstücke, die ich dem armen Mann in die Hand drückte. „Danke, danke, Father", übersprudelte der zahnlose Mund, während seine erloschenen Augen sich in seine Nacht hineinbohrten, um seine Wohltäter zu sehen. „Jakob, woher weißt du, daß ich Priester bin?" — „Father, weil du so gut zu mir bist."

Wir gingen in weitere Hütten; überall das gleiche Elend, überall dieselbe Not. Ach, es braucht noch lange, bis auch über diese Armut, über diesem Elend das „Gloria in excelsis Deo" Widerhall findet.

Schweigend fuhren wir wieder ins Hospital zurück. Erst bei einer Tasse Tee wurde mein Freund wieder gesprächig. „So hätte ich mir mein diesjähriges Weihnachten nicht vorgestellt. Es wurde mir warm und kalt ums Herz zugleich. Was haben es doch unsere Kinder gut im Vergleich zu diesen verlassenen Menschen, die nur wie Arbeitstiere ausgenützt werden. Nie habe ich es so empfunden, was es heißt, gut und wohlwollend zu sein, wie heute mittag."

* * *

Die schönste Zeit, die liebste Zeit,
Sagt's allen Leuten weit und breit,
Damit sich jedes freuen mag,
Das ist der liebe Weihnachtstag,
Der liebe Weihnachtstag.

Den hat uns Gott der Herr bestellt,
Den herrlichsten in aller Welt,
Daß jung und alt, daß groß und klein
So recht von Herzen froh soll sein,
Von Herzen froh soll sein. **W. Hey**



Das Christkind und Du

Eine Weihnachtspredigt

Vom Reimmichl

Auf das hochheilige Weihnachtsfest ist die Freude gestiftet für die ganze Welt. Da sollen sich freuen alle Menschen, jung und alt, arm und reich, Gesunde und Kranke, Dumme und Gescheite, Krumme und Gerade, Herren und Knechte.

Werden manche sagen: „Ja freuen wär schon recht, könnt man brauchen, aber wenn's einem nicht heraufgeht, wenn man die Freude nicht findet!"

Schaut, meine lieben Leser, ich will euch heute gerade zeigen, wie ihr um Weihnachten das heilige Christkind und mit ihm die rechte Weihnachtsfreude finden könnt. Oder kehren wir den Stil um und fragen wir: „Wer findet denn das Christkind mit seiner Christtagsfreude?"

An manchen noblen Herrenorten

wird das heilige Weihnachtsfest mit vielem Geschall und Getön, mit rauschenden seidenen Kleidern, mit vollen Flaschen, mit zugespitzten Fleischtöpfen und Schüsseln gefeiert; in manchen stolzen Palästen haben das Licht und der Kerzenschimmer gar nicht Platz, prächtige Geschenke von Gold, Silber und Edelsteinen drücken fast die Tische durch usw.; aber die eigentliche warme, helllichte und himmlische Weihnachtsfreude kehrt doch nicht ein in die stolzen Hallen und Herzen. Die echte und wahre Christfreude dringt nur in die demütigen und einfachen Herzen. Hier geht in der Heiligen Nacht an allen vier Ecken der Tag auf und die Sonne scheint so licht hinein wie im Sommer durch die Kirchenfenster. Das Herz selber aber ist so warm wie ein Ofen, in den man den Tag dreimal eine Kraxe voll Scheiter hineinheizt.

Und jetzt stell ich

ein paar andere Fragen:

Wem ist in der ersten Heiligen Nacht die Ankunft des Weltheilandes verkündet worden? Zu wem hat denn der Engel die freundlichen Worte geredet: „Fürchtet euch nicht, ich verkünde euch eine große Freude!" Wer ist denn an erster Stelle zugelassen worden, das liebe göttliche Christkind anzuschauen, anzubeten und anzugreifen? Es waren arme weltvergessene Hirtenleute, einfache biedere Leute aus dem Volk.

In der Königsstadt Jerusalem droben – es ist bloß zwei Stunden von Bethlehem fort – da wa-

ren viele noble und gescheite, reiche und mächtige Herren.

Der König Herodes

ist in seinem goldenen Bett, in weichen Federn und Purpurdecken, gelegen, aber er hat nichts erfragt von der großen Freude drunten in Bethlehem, die aller Welt zuteil werden sollte. Die Engel haben ihn in der Heiligen Nacht keineswegs aufgeweckt; sie haben ihn schlafen und schnarchen lassen; er hat vielleicht einen bösen Traum geträumt und es hat ihn am End gar der Trud gedruckt.

In Jerusalem waren

reiche Geldmänner,

die in ihren Geldkisten drinnen gelegen sind, damit ihnen ja niemand hineinschmecke und einen roten Heller herauswünsche. Und wie hart sie auch geruht haben auf ihren Talern und Dukaten, die Engel haben sie nicht geweckt und nicht hingeführt zum neugeborenen König, der alle Reichtümer und Güter in seiner Hand hält.

In Jerusalem droben wären

viel stolze Pharisäer,

die gar nicht gewußt haben, wie hoch sie ihre Nase tragen sollten, die gemeint haben, weil sie von Abraham abstammen, so hätten sie einen Freibrief mit Siegel und Unterschrift in der Tasche für ihre Laster und Sünden und könnten mit Roß und Wagen in den Himmel hineinfahren.

In Jerusalem waren viel **stolze Gelehrte und Professoren,** welche ihre Nase jeden Tag in eine heidnische Zeitung hineinsteckten, welche hunderte Bücher und heidnische Luderschriften aufgefressen hatten, die vor lauter Gescheitheit das Gras und die Steine reden hörten, die vor lauter Aufklärung brodelten und gärten wie der Wein im Spätjahr. Aber die Engel flogen nicht zu ihren Fenstern hinein. Sie ließen sie fein ruhig duseln und träumen. All die Herren erfuhren kein Sterbenswörtchen vom größten Wunder und vom höchsten Glück, das sich so heimlich und so nahe bei ihnen niedergelassen hatte.

In Jerusalem droben wachte vielleicht noch

manche eitle Frau,

die gerade ihren samtenen Wintermantel ausbürstete und ihre seidenen Röcke und Tücher bügelte; aber kein Engel schritt zur Tür hinein und sagte: „Komm und nimm eine warme Decke, ein Seidentuch mit und wickle den König der Könige ein, der drunten in Bethlehem friert und darbt."

Die Engel flogen hinaus aufs Feld zu den Hirten, die arm und einfältig, demütig und fromm lebten, die das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit suchten, die schon lange Heimweh nach dem Messias hatten.

Dieses Hirtenvolk auf den Feldern um Bethlehem ist das richtige Vorbild für alle, welche die Christfreude suchen.

Auch heutzutage kommt das göttliche Jesuskind nicht zu den stolzen Gewaltigen, nicht zu den aufgeklärten Blasbälgen und Hohlköpfen, nicht zu den hochmütigen Bücherwürmern, Tintenhandwerkern und Haarspaltern, nicht zu den eitlen Putzdamen und seidenen Gänsen, nicht zu den reichen Geizhälsen und Geldkönigen, sondern zu den Armen und Kleinen, zu den Demütigen und Frommen, die eine Lieb und Treu zu ihrem Herrn und Gott im Herzen tragen,

zu allen, die guten Willens sind.

Drum, mein lieber Leser, wenn

Die Gotteswiege

War keine Lagerstatt so arm auf Erden
wie jenes Krippenholz von Bethlehem
und sollte doch zur Gotteswiege werden,
zum Glaubenstiefen Ewigkeitsproblem.

Und sollte doch den Herrn des Himmels tragen
in ihrem rauhgefügten, harten Schrein,
zum Kreuz von Golgatha die Brücke schlagen
und Lehrstuhl aller Welt und Kanzel sein.

Und war von Ewigkeit her ausersehen
für des Erlösers erste Schlummerstatt,
und für das wunderseligste Geschehen,
das sich auf Erden je begeben hat.

Die arme Krippe in dem dunklen Stalle,
die einst zur Wiege ward dem Himmelskind,
war reicher doch als Thron und Königshalle,
als alle Schätze dieser Erde sind.

Josefine Moos

du auch nichts verstehst von der Weltweisheit und Gelehrtheit, wenn sich niemand um dich kümmert als der Steuertreiber, wenn du verachtet und ungekannt leben mußt, wenn du arme und unansehnliche Kleider trägst, wenn du kein Geld und Gut, vielleicht auch kein Schmalz und Korn im Haus hast – wenn du aber fromm und demütig zu deinem Gott und Herrn hälst, so kommt er um Weihnachten mit besonderer Liebe gerade in dein Herz und bringt seinen ganzen Himmel mit, voll Licht und Freude. Und du bist gewiß zufriedener und glücklicher als tausend Herren und Frauen, die Weihnachten in Überfluß und Weichlichkeit feiern.

Und wenn du

ein armes Bäuerlein

bist, das von den Geldern verfolgt wird, das gerade um Neujahr herum wieder zinsen muß und nicht weiß, wo den Zins hernehmen und doch mit Weib und Kind über den langen Winter hinauskommen muß, laß dir's nicht schwer ankommen! Vertrau auf deinen Gott und Heiland. Er sorgt für die Lilien auf dem Feld und für die Sperlinge auf dem Dach – er sorgt gewiß auch für dich. Vielleicht wenn du ihm zu Weihnachten das Herz recht weit aufmachst und ihm Jammer und Elend und Not klagst, schickt er seine Engel und diese tragen dir nicht nur das Herz voll Freude an, sondern auch das Haus voll Segen.

Und wenn du

von den Schulden schon erdrückt

und vielleicht gar schon um Haus und Hof gekommen bist, wenn du meinst, du könntest dies Unglück gar nicht mehr vergessen, wenn es dir Tag und Nacht grabt im Herzen und dir allemal einen Stich gibt, sooft du an deinem früheren Heim vorbei kommst, schau, tu dir's nicht zu hart vornehmen. Das göttliche Christkind hat in Bethlehem nicht einmal eine Herberge gehabt, geschweige denn ein eigenes Haus und Hof. Und gerade mit deiner geduldigen Armseligkeit kannst du dir im Himmel droben ein eigenes Heimatl erkaufen, das schönste Heimatl, das es gibt. Und da liegen keine Schulden und Hyotheken mehr drauf und niemand kann dich mehr hinauslizitieren. Du magst ohne Kummer und Sorgen drauf hocken und hausen die ganze Ewigkeit. Tu dir nur um

Die große Freude

Als die Hirten in der Nacht das Feuer schürten,
weil der kühle Wind in ihre Kleider drang,
und die Tiere dunkel sich im Schlafe rührten,
wie's geschah, wenn sie Gewitter spürten,
sagte einer: Hört! Es naht Gesang!

Gleich darauf brach aus der Sternenhelle
blanker Sturm mit ächzendem Gebrüll;
löschte ungestüm den Brand der Feuerstelle,
warf die schreckerstarrten Männer in die Welle
schwarzer Dunkelheit. Dann war es still.

Dieser Augenblick schien wie ein jähes Ende
allen Lebens; selbst die Herde schwieg.
Dann erst teilten sich die dunklen Wände
wie ein Tor in himmlisches Gelände,
draus der Chor des Lichtes niederstieg.

Ach, den Hirten stand das große Grauen
und der Schrecken noch im Angesicht.
Erst allmählich wagten sie zu schauen,
hoben sie die Hände an die Brauen,
da die Stimme sprach: Erschrecket nicht!

Gleich mit diesem Gruß erstarb das wilde Bangen.
Hellen Aug's, das nun den Himmel sah,
knieten sie, die Botschaft zu empfangen:
Den die Väter als den Retter sangen
in der Sünde Nacht, – seht, Er ist da!

Als sie dann, von Engeln schon verlassen,
ihre Knie wieder spürten und den Lehm,
stürmten sie mit Jubel, kaum zu fassen,
in ihr Dorf. Durch ahnungslose Gassen
rief es jauchzend: Auf nach Bethlehem!

Immakulata

Du Wunderwelt! Maria ohne Makel,
Des Heilandsgotts lebend'ger Tabernakel,
Im heiligen Schauer bin ich dir begegnet.
Wie ist in dir die Mutter hoch gesegnet,
Wie wird in dir der Schöpfung Größe kund,
Der Menschenliebe gottgeschloss'ner Bund.
Aus deinem Glanz umleuchtet und umblaut,
Wie strahlen auf die Jungfrau und die Braut.
Wie fernes Klingen hör leise Glocken,
Durch's tiefste Sehnen zieht ein süßes Locken:
Madonnenliebe, Schwestern, singt so fein.
Wollt ihr nicht wieder wie Marienkinder sein?
Erklängen Harfen, wieder zu beginnen
O wär in Mann und Jüngling wieder aufgeblüht
Die Treu, die in der Frau Marien sieht!

Nik. Fey

Weihnachten bei der Krippe deine Sach mit dem Herrgott gut aushandeln.

Und wenn du sonst ein Kreuz hast,

ein großes und schweres, das dir entweder auswendig tief in das Fleisch schneidet oder inwendig noch tiefer in die Seele, dann gehörst du wohl auch zu den Armen und Notleidenden. Du magst sonst Haus und Hof und einen Korb voll Banknoten besitzen, du bist mit deinem Kreuz doch armseliger als der zerrissenste Bettellotter. Ich will dir dein Kreuz nicht abwägen und dein Leiden nicht lange vormalen – es ist dir wohl lieber, wenn ich nicht zu viel daran rühr und dir wehe tu – du weißt wohl selbst, wie dir ist und der Herrgott weiß es auch. Nur das möchte ich dir sagen, du kannst um Weihnachten die höchste Freude finden, weil du dem Christkind am ähnlichsten bist, wenn du nur auch den christlichen Geduldfaden recht lang anknüpfst. Wirst sehen, deine Weihnachtsfreude ist so groß und so himmlisch, daß du sie um alle Königreiche der Welt nicht hergeben könntest. Daß dir das Christkind dein Leiden und Kreuz wegnimmt, kann ich dir nicht ganz gewiß versprechen; am Ende wär dir gar nicht stark geholfen damit. Aber schau, eine Bürde ist doppelt so leicht zu tragen, wenn sie gut aufgelegt ist. Geh einmal zu Weihnachten, wenn du leicht Zeit hast, mit deinem Kreuz hin zur Krippe des Heilandes und sag: „Liebes Christkind, schau, ich hab das Ding da soviel unkommod auf dem Buckel, daß es mich ganz niederdrückt. Geh sei so gut und leg mir's ein bißl gescheiter auf!" Wirst sehen, der Heiland richtet dir den Krampel so gut, daß du ihn halb nicht mehr spürst. Wie die Sach geschieht, das kann ich dir nicht sagen, aber probiers!

Und jetzt zum Schluß sag ich euch, allen und einem jeden, noch so viel: Wenn du die rechte himmlische Weihnachtsfreude gefunden hast,

dann laß sie nicht mehr aus,

in der ganzen Weihnachtszeit und dein ganzes Leben hindurch nicht mehr. Halte die Christenfreude recht warm in deinem Herzen und laß sie nicht mehr erkalten. Dann kann ich dir versprechen, daß du noch einmal eine ganz andere Weihnacht erleben wirst als diese armselige hier unten, eine andere Weihnacht, eine himmlische und ewige dort oben. Da wirst du hingehen und das Kind finden mit Maria und Josef, mit allen Engeln und Heiligen. Und du wirst dir vor Seligkeit und Freude nicht mehr zu helfen wissen. Da wirst du ausruhen und rasten von jedem Erdenleid und jeder Plag, und der Herr wird alle Tränen abwischen und kein Tod wird mehr sein und keine Trauer und kein Jammer, weil alles das vorüber ist. Das Lied der Engel aber wird vieltausendstimmig in deinen Ohren rauschen:

„Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind."





Von der dreifachen Erkenntnis des Christen zu Weinachten

Über Städten und Dörfern über unserer ganzen deutschen Heimat liegt in den Wochen vor Weihnachten der heimliche Zauber der vorweihnachtlichen Stimmung. Überall erinnern hochragende Tanenbäume und schwebende Adventskränze an das Nahen des frohen Festes. Friede und Freude, Licht und Liebe, Glück und Gnade wohnen als Sehnsucht und Erwartung in diesen Tagen in den Herzen aller guten Menschen. In den Tagen und Wochen um Weihnacht, da kommt es uns immer vor, als sei der Mensch erwacht, als erfahre er ein neues Erkennen und ein neues Erfassen seines Menschentums. Und so ist es auch: die anima naturaliter christiana (die von Natur christliche Seele) läßt sich in diesen Stunden einer erhöhten Lichtsehnsucht und eines klaren Verlangens nach Reinheit und Lebensgüte, nach Friede und innerer Freude, nicht zum Schweigen bringen. In der Stille und Einsamkeit eines jeden guten Menschentums meldet sie ihr Verlangen an. Freilich verdrängen wieder viele Menschen die innere Stille der Weihnachtstage. Aber unter allen Schichten der Alltagslast glimmt doch heimlich der Funke der Weihnachtssehnsucht fort. Diese Sehnsucht ist die Sehnsucht nach dem reinen, unverfälschten Bilde des Menschen. Und das ist die neue Erkenntnis der heiligen Weihnacht, daß in ihrem Geheimnis der Mensch wieder gefunden wird. Das Kind der Krippe von Bethlehem ist die großartigste Offenbarmachung des Echt-Menschlichen, der Güte, Reinheit, Wahrheit und Erhabenheit echter Menschenwürde. Nun weiß es der Mensch mit einem Mal wieder, was es Großes um ihn ist, nun erkennt der Mensch wieder neu den ganzen Adel und die innere Würde dessen, daß er Person, menschliche Person ist. Die Erkenntnis von Mensch-Sein, wie sie uns die göttliche Offenbarung der heiligen Nacht schenkt, ist gewaltiger, größer, weiträumiger und tiefer als alle sonstige Erkenntnis der Menschenwürde, wie sie im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende im Denken und Forschen der Menschen, in ihrer Kultur und in ihrem Fortschritt offenbar wurde. „Und er ist Mensch geworden", so lautet die Wahrheit der Weihnacht. Wie verblaßt in der blendenden Geisteshelle dieser Erkenntnis all unser Mühen und Suchen, all unsere Sorge und titanische Anstrengung um Erhöhung des Menschseins. Was konnte dem Menschen Größeres geschenkt werden als die Menschwerdung Gottes, worin konnten menschliche Natur und menschliches Wesen mehr erhöht und geadelt werden als darin, daß der ewige Gott sie annahm und zu unserer Erlösung „unser Bruder" wurde, in Christus, dem Herrn? Würde, Auftrag und Aufgabe des Menschentums werden uns in

ihrer ganzen Bedeutung erschlossen im Geheimnis der heiligen Weihnacht.

Wenn wir in der Stille der Weihnacht „Gott" sagen und in betendem Verlangen und heiliger Sehnsucht hineinschreiten möchten in das Geheimnis des Ewigen, überkommt uns da nicht die alte, bange Frage: Gott, ist das nicht der alttestamentliche Gott der Strenge und Gerechtigkeit, der zuckenden Blitze vom Sinai, der zweiten Ferne und des ganz Anders-Seins? Und unser Beten und demütiges Glauben wird erkennen müssen: doch, Gott ist dies. Aber da bricht in überflutender Helle das Licht der Weihnachtsbotschaft herein, jener Botschaft, die einst Engel den frommen Hirten vor Bethlehems Toren überbrachten: „Heute ist euch der Heiland geboren, Christus, der Herr!" Und wir hören auch noch die Worte des Paulusbriefes an Titus: „Erschienen ist die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes, unseres Heilandes." So bringt Weihnacht uns eine neue Gotteserkenntnis, eine Erkenntnis, die uns sehen läßt, daß Gottes Geheimnis nicht nur seine Allgerechtigkeit ist, sondern auch seine Allbarmherzigkeit, daß Gott nicht nur der ganz Ferne ist, sondern auch der ganz Nahe. Neben einer Erkenntnis Gottes, die uns erzittern und erbeben läßt, tritt eine viel tiefere und frei- und frohmachende Erkenntnis, die uns danken und loben läßt und immer wieder danken und loben ob der Herrlichkeit und Offenbarung unergründlicher Gottesliebe.

Die ganz andere Gotteserkenntnis der Weihnacht beleuchtet zutiefst aber auch das Verhältnis Gott und Mensch von einer neuen Seite. Gott und Mensch begegnen sich in einer neuen Weise. Der Mensch darf Vater sagen, wenn er mit Gott redet, so lehrt es ihn die „Frohbotschaft" der Weihnacht, die „Frohbotschaft" des Neuen Bundes. Und Gott sagt zum Menschen Kind, seit die göttliche Allmacht in der Nacht von Bethlehem der Gestalt des Kindes einwohnte und Mensch geworden ist. Vater, wir danken dir für die unermeßliche und unverdiente Gnade der Gotteskindschaft, betet die fromme Christenheit in der heiligen Nacht und macht beseligend die innere Glaubenserfahrung, daß neben das Gesetz die Gnade getreten ist, daß Glauben zu Vertrauen werden darf, daß aber der Grund von allem und von allen Geheimnissen die Liebe ist. In der neuen Begegnung von Gott und Mensch empfängt der Mensch einen Adelsbrief, den Adelsbrief der Gotteskindschaft. Freilich, es bleibt für den Menschen das bittere Wissen, daß er diesen Brief verlieren kann, – durch manches und vielerlei – besonders aber durch den Mangel an Liebe; aber größer und stärker als diese Bangnis und Furcht ist doch die heilige Hoffnung und das frohe Vertrauen, daß er ihn behalten und weitertragen darf in der Kraft und in der Stärke – durch manches und vielerlei – besonders und vor allem aber: durch das Bleiben in der Liebe.

---

* * * tief ins Herz hinein

Das göttliche Kindelein
von Bethlehem zittert und friert,
und seine Augen, die dringen
gar tief ins Herz hinein.

Gott war schon im alten Reich
in Wolke, Feuer und Berg;
dort nahm Er für menschliche Bosheit
verdiente Rache sogleich.

Doch jetzt will Er Kind nur sein,
ein Mensch mit Tränen wie wir,
und seine Augen dringen
gar tief ins Herz hinein.

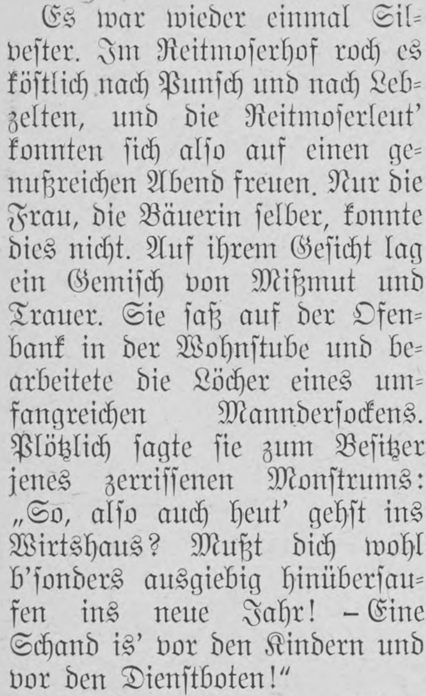
Mann konnte ihn einst nicht schauen,
Er war in der Wolke verhüllt,
nun dürfen, im Stroh Ihn zu tasten,
sich Hirtenkinder getraun.

drum Seine Augen uns dringen,
gar tief ins Herz hinein.
Und weil Es uns sieht, das Kindlein,
die bittre Schmerzen Ihm bringen,

Die Lebenslinie des Reitmoser Leonhard

Eine heiter-ernste Silvestergeschichte

von Agnes Hartman

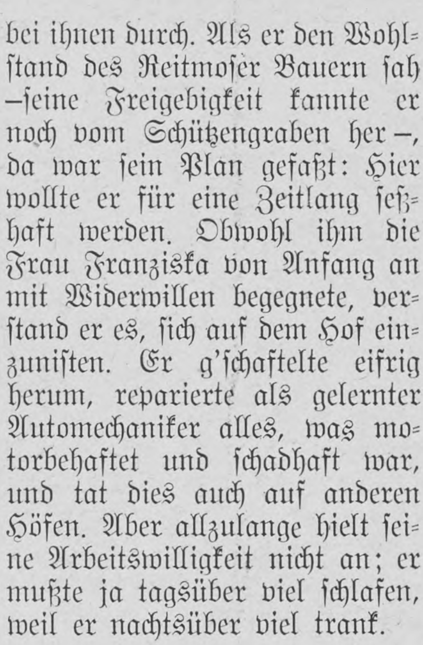


Es war wieder einmal Silvester. Im Reitmoserhof roch es köstlich nach Punsch und nach Lebzelten, und die Reitmoserleut' konnten sich also auf einen genußreichen Abend freuen. Nur die Frau, die Bäuerin selber, konnte dies nicht. Auf ihrem Gesicht lag ein Gemisch von Mißmut und Trauer. Sie saß auf der Ofenbank in der Wohnstube und bearbeitete die Löcher eines umfangreichen Manndersockens. Plötzlich sagte sie zum Besitzer jenes zerrissenen Monstrums: „So, also auch heut' gehst ins Wirtshaus? Mußt dich wohl b'sonders ausgiebig hinübersaufen ins neue Jahr! – Eine Schand is' vor den Kindern und vor den Dienstboten!"

Der Bauer ging mit wuchtigen Schritten auf und ab. Jeder Schritt schien zu sagen: Jetzt grad! Einmal blieb der Leonhard aber doch vor seiner Frau stehen und sagte mit einem beleidigten Gesicht (der scheinheilige Tropf): „Du treibst einen ja fort mit deinem ewigen Gewuisl (Gejammer)!" Die Frau schaute den Mann groß an. Der wich dem Blick aus, machte kehrt und verließ die Stube.

Draußen auf dem Hausflur stand das Lieserl. Wahrhaftig, ja, der Bauer hatte sein Dirndl gern, aber jetzt war es ihm entschieden im Weg. Und richtig, da pflanzte sich die kleine Person, mit dem Rücken gegen die Haustür, vor ihm auf und sagte schmollend: „Aber, Vater, bleibst net amal heut' daheim, wo's so gut riecht bei uns? – Schmeckt es denn net?" Der Bauer tat spaßhaft, zog sein Dirndl an den Zöpfen von der Haustür weg und sagte lachend: „Freili' schmeck' i's! Ich komm ja auch bald wieder heim, Hex, kloane, und dann bring i' dir was Schön's mit!" – „Vom Wirtshaus?" fragte die Liesl gedehnt. Ihr Mund kräuselte sich' und in ihren Augen lag Spott. Dem Bauer wurde es unbehaglich, er hatte sein Kind noch nie so schauen sehen. Noch eine Weile zögerte er, dann verließ er beinahe fluchtartig das Haus. Oh, Reitmoser Leonhard, was bist du doch für ein Ladierl (willensschwacher Mensch)! Das Wirtshaus lockt, und du rennst ihm nach wie ein Hunderl seinem Herrn!

Zu seiner Ehre sei es gesagt: Er war nicht immer so. Im Gegenteil, der Leonhard war eigentlich seiner Lebtag ein nüchterner, häuslicher Mensch gewesen. bis eines Tages einer auf Besuch kam: der Sattelmayer Florian. Der war ein Kriegskamerad und ein ausgekochter Hallodri. Der Arbeit ging er soviel als möglich ans dem Weg; dafür besuchte er mit seinem Schnauferl landauf und landab seine Kameraden und aß und trank sich so nacheinander



bei ihnen durch. Als er den Wohlstand des Reitmoser Bauern sah –seine Freigebigkeit kannte er noch vom Schützengraben her –, da war sein Plan gefaßt: Hier wollte er für eine Zeitlang seßhaft werden. Obwohl ihm die Frau Franziska von Anfang an mit Widerwillen begegnete, verstand er es, sich auf dem Hof einzunisten. Er g'schaftelte eifrig herum, reparierte als gelernter Automechaniker alles, was motorbehaftet und schadhaft war, und tat dies auch auf anderen Höfen. Aber allzulange hielt seine Arbeitswilligkeit nicht an; er mußte ja tagsüber viel schlafen, weil er nachtsüber viel trank.

Und das war das Trostlose an dem Besuch des Sattelmayer Flori: Es war ihm unglaublicher Weise gelungen, den Reitmoser Leonhard mit ins Wirtshaus zu ziehen, – freilich, er brauchte ja einen, der für ihn bezahlte. Der Reitmoser ging anfänglich mit, weil er meinte, dies der Kriegskameradschaft schuldig zu sein. Aber nach und nach fand er selber Gefallen an der Wirtshaushockerei, und es gefiel ihm – Gott sei's geklagt – auch dann noch oder dann erst recht, nachdem er den Flori, dessen Ansprüche immer üppiger wurden, eines Tages kurzerhand hinausgeworfen hatte. Der Flori hinterließ keine Lücke, dafür aber ein Packl höchst frommer Wünsche.



O heil'ge Nacht! – Die Glocken tönen,
Und keine Brust bleibt liebeleer;
Ein stilles Sühnen und Versöhnen
Geht unter deinem Fittich her.
Es nahen gläubig Hirt und Herde
Dem Menschensohn, dem Gotteskind.
Drum Friede allen auf der Erde,
Die eines guten Willens sind.

Josef Lauf



Die Liebe des Reitmoser Hardl zum Wirtshaus tat dem Hof nicht gut. Ordnung und Sauberkeit fingen an, langsam abzubröckeln; denn wo das wachsame Auge des Herrn fehlt, wird das Gesinde nachlässig und tut, was es will. Die Frau allein wurde damit nicht fertig. Viele gute, mahnende Worte hatte sie ihrem Mann schon gegeben – sie gingen an ihm einfach vorbei. Da redete die Bäuerin mit dem Herrgott. In mancher frühen, stillen Morgenstunde, dieweil ihr Mann noch seinen Dusel verschnarchte, wickelte sie ihren Rosenkranz um die Hand und betete. Is halt ein schwerer Brocken, mein Leonhard; wird, scheint's, selber der Himmel net so bald fertig damit! –

Der Reitmoser Bauer saß also auch zur Jahreswende im Wirtshaus, doch schien es ein merkwürdiger Abend zu sein: War er denn krank? War's in seinem Oberstüberl nimmer richtig? Überall, wo er hinschaute, sah er die Augen seines Kindes. Sie irritierten ihn so, daß plötzlich einer der Spezln fragte: „Was hast denn du heut', Hardl? Is' dir a Floh über's Leberl kroch'n? Hat der Mensch drei Ass'n in der Hand und spielts net aus!" Der Leonhard sagte nichts, warf die Karten hin und versuchte sein Heil im Maßkrug.

Verflixte, vertrackte Silvesternacht! Ein paar Minuten vor zwölf öffnete sich die Gaststubentür, und herein kam ein junges Zigeunerweib, schwarzhaarig und bildhübsch. Mit wiegenden Schritten ging sie auf die Mannder zu. Die glosten sie verblüfft an. Sie dagegen ließ ihre dunklen Hexenaugen von einem zum andern kullern, und mit einer fremdländisch klingenden Stimme sagte sie: „Oh, gleich vorbei sein altes Jahr! Ich sagen kann voraus, was wird sein neues Jahr! Bitte?" Und schon hatte sie die Hand des verdutzten Reitmoser Leonhard gefaßt. Mit ihrem Zeigefinger fuhr sie auf der großmächtigen Pratzenfläche des Bauern hin und her. Dazu murmelte sie: „Oh, nur grade Wege, – immer gute Wege! Mußt sein wohlhabender Mann! Mußt haben Glück im Haus, Glück in Ehe, Glück mit Kinderlein, – oh – und hier: Linie vom Leben, schön stark, schön grade, schnurgrade – oooh!" Sie schrie plötzlich auf und starrte erschrocken auf des Reitmosers Hand. „Oh, oh, Weg vom Leben höret auf, – höret plötzlich auf, – Leben – aus, – oh, –oh!" Dem Leonhard lief es kalt über den Rücken.

In der Wirtsstube war es mäuserlstill geworden. Kindlich-furchtsam schaute die Zigeunerin den Leonhard an: „Oh, mir tun leid so von Herzen!" Gleich darauf hatte sie wieder ihr lockendes Geschau. „Die andern Herren – nicht wissen wollen, was wird sein neues Jahr? Nein? – Oh, nicht immer ungut ist, was sagen kann ich voraus, – hm?" Die Mannder wehrten ab, warfen ihr einige Silberstücke hin, und die Hexe verschwand mit dem Geld und einem leise glucksenden Lachen. – – –

Die Bäuerin Franziska wunderte sich groß: Ihr Mann kam schon heim und sprach kein Wort! Sie selber tat, als ob sie schliefe, und er war so stad, als wenn er überhaupt nicht da wäre. Auf einmal aber fing er an, schwer zu atmen, er stöhnte auf und sagte laut in die Dunkelheit hinein: „Na – na – na, – net sterb'n! Ich will net, – ich darf net sterb'n!"

Jählings richtete sich die Bäuerin auf. „Um Gotteswill'n, Hardl, was hast denn?" Der Bauer schwieg, sie aber ließ nicht luck, fragte so lange, bis sie es wußte. Einen Augenblick lang erschrak auch sie. In der Herzgegend verspürte sie einen Stich.

Gottes tiefstes Wesen ist Liebe; Liebe, die sich erbarmend herabbeugt zu allem Schwachen und Armen, um es zu bereichern, mit neuer Kraft zu erfüllen und seinem ewigen Ziele entgegenzuführen. Solche Liebe hat der Wiedergeborene in und an sich selber erfahren. Sein neues Sein ist ja das Geschenk solcher Liebe. Darum kann er nicht anders, als sich ganz hineinzustellen in diese große Liebesbewegung Gottes zur Kreatur. Sie sucht er gewissermaßen fortzusetzen und weiterzuführen, indem er sich helfend und heilend zu den Brüdern und Schwestern neigt, ihre Nöte miterlebt, in alle Abgründe ihrer Seele hinabsteigt. So hilft er, das Gottesreich in den Menschenherzen aufzurichten und die ewigen Ziele des Vaters zu verwirklichen: die Heilung seines Willens, das Kommen seines Reiches.

Prof. Joh. Hessen

Trotzdem brachte sie es zuwege, ruhig, ja beinahe heiter, zu sagen: „Geh, Hardl, ich bitt' dich, du wirst doch den Schmarrn net glaub'n?" Doch, der Hardl glaubte es. Und sie mußte sich halb fransig reden, bis er ruhiger wurde und endlich einschlief. –

Es war kein fröhliches Jahr, das in jener Silvesternacht begann. Frau Franziska hielt zwar nichts vom Wahrsagen, so sehr sie selber in besagter Nacht auch erschrocken war. Nein, sie glaubte nicht daran. Aber sie bangte um ihren Mann. Der war ja imstand, vor Angst wirklich zu sterben! Es war zum Auswachsen mit ihm! In der ersten Hälfte des Jahres ging es noch, da hatte er doch zwischendurch Zeiten, in denen der dumpfe Druck von ihm wich und er, von der Last befreit, über das Erlebnis mit der Zigeunerhex' und über seine eigene Dummheit lachen konnte. Je weiter aber das Jahr voranschritt, desto seltener und kürzer wurden diese Zeiten der Hochstimmung. Immer häufiger sprang die Angst ihn an. Er litt schwer darunter, daß seine Leute die Furcht in ihm merkten. Es gab Tage, da arbeitete er wie ein Wilder, als wolle er für die Zeit vorarbeiten, in der er nicht mehr sei. Dann wieder war er wie gelähmt und sinnierte vor sich hin.

Die Bäuerin Franziska wurde hin und her gerissen zwischen Mitleid und Ärger. Sie begriff ihren Mann einfach nicht mehr und zankte ihn aus: sein Getue sei geradezu sündhaft, nichts als nackiger Aberglaube. Nur der Herrgott könne vorauswissen, was käme, und nicht so ein hergelaufenes Frauenzimmer, das ja bloß von der Dummheit der Leute lebe. Ob er, der Hardl, im Ernst meinte, der Herrgott ließe sich von einem solch windigen Menschlein ins Handwerk pfuschen? – Die Augen der Franzi funkelten den Leonhard nur so an. Aber, du lieber Himmel, der Hardl hatte ein so gequältes Geschau, daß sie in ihrer Heftigkeit einhielt und das Mitleid in ihr die Oberhand gewann. Der Seelen- und der Leibdoktor hatten beim Reitmoser Bauern auch nicht mehr Glück als die Franziska. Jener gab mit nimmermüder Geduld herzensgute, humorgespickte Worte; der alte Hausarzt setzte dem Leonhard zu und schimpfte: Ein solches Trumm Mannsbild und dabei furchtsam wie ein Kinihas! – Von der Wirtshaushockerei sei er nicht losgekommen und nun käme er von der Hintersinnerei nicht los! Zum Donnerkuckuck, er möge sich gefälligst doch einmal aufraffen! – Draußen aber sagte er einmal zur Bäuerin, es sei schon ein großes Kreuz mit ihrem Mann; er habe sich halt in Rußland das Malariafieber geholt und das hätte ein gut Teil seiner Abwehrkräfte zerschlagen. Eine ganz leidige Nervengeschichte sei das! – Es täte ihm nur leid, daß das prophezeiende Weibsbild nirgendwo mehr gesehen worden sei, er hätte ihm wohl ein nahrhaftes Supperl eingebrockt!

Nun war Franziska doch verzagt. Das Jahr neigte sich seinem Ende zu, der Reitmoser Leonhard lebte immer noch. Kurz vor Weihnachten trieb ihn eine starke Erkältung ins Bett. Das war ihm in seinem Leben schon öfters passiert, doch diesmal dünkte ihm die Erkrankung als der Anfang vom Ende. Er dampfte vor Fieber und Brustwickel, wehrte sich gegen jegliche Spritzen und war – bei Gott – ein schwieriger Patient. Seine Frau Franziska hetzte sich ab, Tag und Nacht, wirklich mit Leib' und Seel'.

Und dann war wieder Silvester. Der Leonhard lag immer noch im Bett: müde und abgekämpft. Er wußte, daß der letzte Tag dieses unseligen Jahres gekommen war, doch schreckte ihn dieses Wissen nicht einmal mehr, so müde war er.

Frau Franziska dagegen war die verkörperte Unruhe. Der absolute Mangel an Lebenswillen bei ihrem Mann jagte ihr ernstliche Sorge ein. Und dann: heute mußte – wenn man so sagen darf – der Stier bei den Hörnern ge-

packt werden. Der alte Doktor gab ihr den Rat dazu. So stand denn die Reitmoser Bäuerin am Silvestermittag vor dem Herd und braute, wie jedes Jahr, einen Punsch. Manch salzig Tränlein mag dabei in das süße Gebräu gefallen sein. Alsdann nahm sie zwei große Becher, goß von dem köstlichen Naß hinein, verquirlte in dem einen zwei sicher wirkende Schlaftabletten, gab noch einen tüchtigen Schuß Rum dazu und ging mit den beiden Bechern zur Schlafkammer hinauf. Der Leonhard schaute seine Frau beinah' vorwurfsvoll an. Er war sterbensmüd', hatte kein Funzerl Freude mehr, und sie brachte – ausgerechnet – einen Silvesterpunsch! Lachen konnte sie auch noch, die Franzi! Und dazu sagte jetzt das Everl in ihr: „Weißt es noch, Hardl, wie wir als frischbackene Eheleut' unser erstes Silvester g'feiert hab'n? Da war ich malade und du hast den Punsch g'macht und hast g'sagt: Franzi, trink, in einer Stund' bist wieder g'sund! – No ja, in einer Stund' da hab' ich g'schlaf'n und wie ich wach word'n bin, hab ich mit'm G'sundwerden gleich ang'fangen, – weißt es noch?"

Freilich wußte er es noch, der Leonhard – und was tat er? Er nippte seiner Franzi zulieb und trank und trank immer wieder, weil sie ihm immer wieder zuprostete. Mit der Zeit kam er in einen merkwürdigen Zustand: Es war ein Durcheinander von Aufgeräumtheit und heulendem Elend. Mitunter tasteten seine Blicke fragend, forschend über das Gesicht seiner Frau. Allmählich jedoch wurden seine Lider schwer, seine Blicke verschwommen, seine Gedanken verworren, er drehte sich plötzlich auf die Seite, streckte sich der ganzen stattlichen Länge nach aus und schlief ein. Nun forschten ihre Blicke in seinem Gesicht, – es war ruhig, friedlich, entspannt, so ruhig wie sie es lange nicht mehr gesehen hatte.

Frau Franziska merkte erst jetzt, wie müde sie eigentlich war, einfach zum Umfallen müd'. Sie verspürte ein unbändiges Verlangen nach Ruhe. Oh, jetzt auch schlafen dürfen! Doch vor dem Spätabend darf eine Bäuerin nicht schlafen; die Kinder schreien nach ihr, die Dienstboten und das Vieh im Stall. – Und die heutige Mitternacht möchte sie doch wach erleben!

Der Neujahrsmorgen schob sich schon ziemlich dem Mittag zu. Der Bauer öffnete seine Gucker. Es dauerte eine geraume Zeit, bis er seine Gedanken einigermaßen zusammengeklaubt hatte. Er blinzelte zum Fenster hinüber und in den jungen Tag hinaus. Da hörte er neben sich die herzwarme Stimme seiner Frau: „Gut'n Morg'n, Hardl, – prachtvoll 'nüberg'schlaf'n hast ins neue Jahr, – des kann ma' wohl sag'n! Jetzt bitt' ich mir aber auch aus, daß d' pumperlg'sund wirst, und zwar bald! Der Bauer sah sie ungläubig an. Er wunderte sich, daß er noch lebte und wunderte sich gleichermaßen, daß er so voll Furcht gewesen war. Es war für ihn des Wunderns kein Ende. Er schloß die Augen, weil er sich seiner Schwachheit schämte.

Ein Aufatmen ging durch das ganze Reitmoserhaus. Die Kinder zeigten dem Vater ihre Spielsachen (als ob er lange Zeit fortgewesen wär'!), die Frau Franzi lachte ihn an und aus und kochte seine Lieblingsspeise, und dem Leonhard schmeckte es so gut, wie die dreihundertfünfundsechzig Tage vorher nicht mehr. So groß war der Fried' seines Herzens, daß nicht einmal der Brief ihn sonderlich erschüttern konnte, der ihm am selben Abend noch ins Haus gebracht wurde. Er war vom Sattelmayer Florian und lautete also: „Reitmoser Leonhard! Obwohl du mich schmählich behandelt hast, wünsche ich Dir dennoch ein gutes, neues Jahr, vorausgesetzt, daß Du dieses neue Jahr überhaupt erlebst. Denn, soviel ich weiß, hat doch die ‚Linie Deines Lebens' aufgehört im vergangenen Jahr (wenigstens auf Deiner Hand). Gell, da schaust! Hat mich einen schönen Batzen Geld gekostet, – reut mich aber nicht, wenn Du Dich nur abgesorgt hast. Mag kein gemütliches Jahr für Dich gewesen sein, – g'schieht Dir grad recht! Dieser Ansicht ist und bleit Dein ehemaliger Kriegskamerad Flori."

Hatte ich es nicht gleich gesagt, daß der Sattelmayer Florian ein ausgekochter Hallodri gewesen sei? Und hat dennoch, ohne es zu wollen, etwas Gutes getan: Den Reitmoser Hardl hat er von seiner Bierseligkeit geheilt und auch von seinem Aberglauben.



Das erste Gebet Christi nach der Geburt

von Martin v. Kochem

Da nun das allersüßeste Kindlein wie das allerärmste Bettelkind auf der Erde lag, erhob es seine milden Äuglein gegen Himmel und sah seinen lieben Vater so freundlich an, daß es ihm mit diesem ersten Anblick sein väterliches Herz nicht allein durchdrang, sondern ganz und gar mit Liebe verwundete. . . Da sprach der Vater: „Bist du mein Sohn Jesus? Bist du Jesus, mein allerliebstes Kind?" Das Kindlein antwortete: „Mein liebster Vater, kennst du mich denn nicht? Weißt du denn nicht, daß ich dein allerliebster Sohn bin?" Der Vater sprach: „Wenn du mein allerliebster Sohn bist, wie kommst du denn in dieses Elend?" Das Kindlein sprach: „Mein herzallerliebster Vater, dessen ist niemand anders Ursache als du selbst. Denn dir zulieb und zu Ehren bin ich vom Himmel gestiegen und in dies Elend gekommen, damit ich das arme Schäflein, so du verloren hast, suchen und dir die Ehre, so dir die Menschen gestohlen haben, wiedergeben kann. Darum liege ich hier ganz nackt und bloß und bin in solche Armut geraten, daß ich von allen Dingen dieser Welt kaum das Geringste für meine Notdurft habe. Dies alles leide ich dir zulieb von Herzen gern und begehre als Lohn nichts anders, als daß du dich der armen Sünder erbarmen wollest. Ach, um meinetwillen sei ihnen gnädig und denke nicht mehr an die große Schmach, so sie dir zugefügt haben." Durch dieses demütige Gebet wurde das väterliche Herz so erweicht, daß, wenn ihm schon ein Sünder alles Leid zugefügt hätte, so hätte er ihm doch um seines lieben Sohnes willen verziehen.

Adventsverlangen

„Oh, daß du den Himmel zerrissest
und herabstiegst, dann würden vor dir
die Berge zerfließen!

Oh, daß du kämst als Vollbringer
von Wundern, die wir nicht erwarten!

Daß du doch herabstiegest,
auf daß alles, was hoch ist, zerfiele!

Man hat es von Ewigkeit nicht gehört
und mit Ohren nicht vernommen,
kein Auge, o Gott,
hat es gesehen, außer dir,
was du bereitet hast denen,
die dich erwarten." Isaias 64, 1-11.

Auf, Christen, singt festliche Lieder
Und jauchzet mit fröhlichem Klang;
Es schalle auf Erden laut wieder
Süßtönender Jubelgesang!
Der Vater hat unser Verlangen
Und seine Verheißung erfüllt:
Der Heiland, nach welchem wir rangen,
Erscheinet im Fleische verhüllt.

Im Stalle bei Bethlehems Toren
Hat zu mitternächtlicher Zeit
Maria, die Jungfrau, geboren
Den Heiland der alle erfreut.
Dies große Geheimnis erklären
Die Engel den Hirten im Feld,
Sie singen dem Heiland zu Ehren,
Sie singen vom Frieden der Welt.

Bester Vater, wie tröstlich ist es doch, daß Du meinen Kalender für das kommende Jahr schon längst und auf das genaueste gemacht hast! So überlasse ich mich ganz Deiner gütigen Vorsehung und kenne nur eine Sorge, Deinen väterlichen Willen zu erkennen und zu erfüllen.

P. Eberschweier SJ



In Liebe und Leid

Eine Erzählung vom Reimmichl

(Fortsetzung)

„Berta, gib mir aufrichtig Bescheid, wie es sich mit der Diebs-..., nein, mit der Geldgeschichte in Bozen verhält.“

Mit aller Kraft faßte sie sich und begann langsam, aber sehr ausführlich, den Hergang der Dinge zu erzählen. – Sie hatte anfangs als Schankmädchen in dem Hotel gedient und war dann, weil sie gut rechnen und schreiben konnte, zur Kassierin befördert worden. Im gleichen Hotel wohnte schon seit länger als einem halben Jahr ein amerikanischer Kurgast, Master William aus New York. Dieser litt weniger an einer Krankheit als an der Trunksucht, war oft schwer berauscht und überließ sich dann den unglaublichsten Extravaganzen, so daß nicht nur die Gäste, sondern auch das Personal viel lachen mußten. Eines Abends hatte er sich voll betrunken, tobte und überschäumte in Narreteien. Da machte sich die Kassierin Berta den Spaß, ihn ein wenig zu necken. Anfangs schien er es wohlgefällig aufzunehmen, doch bald geriet er in Zorn und beschimpfte das Mädchen heftig. Längere Zeit war er im Klosett, kam dann wieder und setzte das tolle Treiben fort. Schließlich legte sich der Hotelier selber ins Mittel, führte den besoffenen Mann in sein Zimmer und brachte ihn dort zur Ruhe. Die Kassierin Berta fand eine halbe Stunde später im hintersten Winkel des Klosetts, von einem Papier zugedeckt, eine Brieftasche, die sie als dem Amerikaner gehörend erkannte. Lagen doch in Banknoten 400 Dollar und 10,000 Lire nebst einigem Kleingeld darinnen. Statt den Fund dem Hotelier einzuhändigen, behielt sie ihn über Nacht bei sich und versteckte ihn im Sack ihres Festtagsrockes, den sie im Kasten ihres Zimmers hängen hatte. Sie tat dies in der Absicht, die Brieftasche am Morgen persönlich dem Amerikaner zu überreichen, einen guten Finderlohn von ihm erhoffend. Des Morgens in aller Frühe wurde sie vom Hotelier mit einem wichtigen Geschäftsauftrag an ein Handelshaus nach Bozen hinübergeschickt. Sie sollte den Auftrag nur an den Direktor des Hauses abgeben und Rückantwort von ihm mitbringen. Nun war aber der Direktor nicht zu Hause und sie mußte fast bis Mittag auf ihn warten. Als sie endlich nach Gries zurückkam, herrschte im Hotel eine mächtige Aufregung. Der Amerikaner hatte, als er in der Früh ernüchtert aufstand, großen Lärm geschlagen, es sei ihm seine Brieftasche gestohlen worden und zwar da im Hotel; am Nachmittag habe er sie noch gehabt, und darnach sei er nicht mehr ausgegangen. Gleich schon bezichtigte er die Kassierin Berta als Diebin, weil er sich genau erinnere, daß ihre Hand mehrmals in seiner Rocktasche gesteckt sei. Das war falsch. Berta hatte ihn nur zweimal kräftig am Arm gefaßt, damit er nicht umfalle. Die Polizei, die man rief, stellte eine genaue Untersuchung in mehreren Dienstbotenzimmern, auch in dem der Berta, an und fand hier bald das verlorene Geld. Als die Kassierin von Bozen nach Hause kam, war-

teten auf sie schon zwei Karabinieri, die ohne weiteres sie verhafteten und gefangen einführten. In mehreren Zwischenräumen fanden drei Gerichtsverhandlungen statt. Wohl verwahrte sich Berta erzürnt und heftig gegen die Anklage und gab eine wahrheitsgetreue Erklärung des ganzen Vorfalles. Doch schenkte man ihren Aussagen um so weniger Glauben, als alle Gründe handgreiflich wider sie zeugten und ihre Verteidigung sich wie eine ungeschickte, abenteuerliche Erfindung ausnahm. Sie wurde bei der letzten Verhandlung, wo als weitere Belastung noch der Schaden auftrat, den das Hotel an seinem guten Ruf erlitten habe, zu fünf Monaten Kerker verurteilt.

Als die Frau ihre Erzählung beendet hatte, schwieg Albert eine Zeitlang, dann sprach er:

„Berta, sage mir offen, ganz aufrichtig, hast du nicht die Absicht gehabt, das Geld für dich zu behalten?"

„Nein, nein, nein!" rief sie wie außer sich, „um Gotteswillen, du glaubst mir nicht! – Auch du verurteilst mich. – Das ist mir das Allerschrecklichste – noch schrecklicher als meine Verurteilung bei Gericht. – Ich schwöre dir auf meine Seligkeit, daß alles so gewesen ist, wie ich es dir berichtet habe."

„Sei ruhig, Berta", mahnte er; „ich glaube dir, ich glaube deinem Worte so fest, wie wenn ich in deiner Seele gelesen hätte."

Er ging hinaus ins andere Zimmer. Sie wartete ein paar Minuten und stand dann auf, um traurig fortzugehen, weil sie meinte, er betrachte seine Unterredung mit ihr als abgeschlossen. Da kam er wieder herein und sagte:

„Was machst du Berta? Bleib doch sitzen. Wir sind noch nicht fertig."

„Du hast mir noch Vorwürfe zu machen über meine Lebensführung, nicht wahr?" fragte sie schüchtern.

„Nein. Aber du befindest dich gegenwärtig in einer Lage, wo du eine Hilfe durchaus notwendig hast."

„Mir kann und wird niemand helfen."

„Das wird sich zeigen. Ich werde dir jetzt einige Befehle erteilen, die du versprechen mußt, genau zu vollziehen."

„Das verspreche ich dir fest. Je mehr Befehle du mir gibst, desto lieber ist es mir."

„Gut dann. Vor allem wirst du jetzt in ein Sanatorium gehen – nicht in ein Spital, sondern in ein S a n a t o r i u m – und wirst dich dort so lange aufhalten, bis du von deiner Krankheit dich erholt hast. Auch wirst du dir alles Entsprechende zukommen lassen, um deine Lebenskraft wieder zu gewinnen."

„Mein Gott, wer wird das bezahlen?"

„Das geht dich nichts an. Du hast nur zu gehorchen."

„Ich gehorche dir."

„Du gibst mir Nachricht, in welchem Sanatorium du dich niedergelassen hast."

„Das werde ich."

„Wenn dein Zustand sich irgendwie verschlimmert oder eine Gefahr eintreten sollte, läßt du mir telegraphieren."

„Ja, gewiß."

„Nach drei Monaten kommst du wieder her und erstattest mir Bericht, wie es mit dir steht."

„Sehr gern, wenn ich noch lebe."

Er zog aus seiner Tasche zwei Banknoten, je 100 Schilling und überreichte sie ihr mit den Worten:

„Das kann vorläufig reichen. In vierzehn Tagen erhällst du einen größeren Geldbetrag, mit dem du vollkommen auslangen wirst."

„Mein Gott, wo nimmst du das viele Geld her?"

„Das muß dir gleichgültig sein, wenn es nur da ist. – – Und nun auf Wiedersehn in drei Monaten!"

„Ich danke dir, Albert, ich kann nichts anderes, als danken."

Er begleitete sie zur Haustür und reichte ihr dort seine Hand, ohne die ihrige zu drücken.

Am nächsten Morgen schon machte er sich neuerdings auf die Reise nach Salzburg. Freund Eugen und Frau Valeria staunten, daß er so schnell wieder komme. Er berichtete ihnen von der großen Überraschung, die er erlebt habe, ließ sie den Brief seiner Gattin lesen und erzählte auch seine Unterredung mit ihr. Eugen schaute sehr ernst drein, Valeria weinte vor Rührung und aus Mitleid mit der unglücklichen Frau.

„Ich bin nur gekommen, euch um Rat zu fragen, was ich tun soll", erklärte Albert.

„Das weißt du selber am besten", sagte Eugen „und ich weiß schon genau, was du tun wirst."

„Was meinst du?"

„Das, wozu dein gutes, edles Herz dich drängt. Halb hast du es schon getan."

„Berta gilt in der Öffentlichkeit heute noch als Diebin und wird diese Makel lebenslang nicht von sich bringen. Da steht auch meine Ehre auf dem Spiel."

„Ich begreife sehr wohl, wie bitter schwer die Sache auf deinem Herzen lastet."

„Ja, es ist ein unmenschlich schweres Opfer. Aber ich werde es bringen müssen. Das arme Geschöpf tut mir furchtbar leid. Es bleibt nichts anderes übrig, als sie wieder als Gattin aufzunehmen."

„Tu es, tu es!", bat Valeria. „Es ist ein großmütiges, edles Werk. Kein vernünftiger Mensch wird es dir verübeln, eher zu Gute halten. Dich kennen alle Leute, wie du bist."

„Mich quält noch eine andere Sorge. Bertas Hauptfehler ist von Hause aus ein angeborener Wankelmut und Leichtsinn. Wenn sie wieder in eine glücklichere, sichere Lage hineinversetzt wird, könnte diese Untugend neuerdings hervortreten und mir das Zusammenleben mit ihr saurer machen denn je."

„Da will ich dir einen Rat geben", fiel ihm Eugen in die Rede; „prüfe sie gründlich, stelle sie längere Zeit auf die Probe, ob sie sich gebessert hat und eine andere geworden ist."

„Wie soll diese Probe gestaltet werden?"

„Nimm sie vorläufig nur als Obdachlose, als Herbergerin, in deine Wohnung, ohne eine engere Gemeinschaft mit ihr zu pflegen. Trag ihr etliche Arbeiten auf, vielleicht die Hauswirtschaft. Im übrigen lebt ihr getrennt."

„Ja, das könnte man versuchen . . . Das hab ich mir selber schon gedacht und fast beschlossen. Aber – aber meine Wohnung genügt wohl für mich allein. Für zwei Personen ist sie ganz mangelhaft eingerichtet; es fehlt an Möbeln, Betten, Wäsche, Gerätschaften. Außerdem muß Berta, wenn sie noch gesund werden soll, viele Wochen in dem Sanatorium bleiben. Das alles macht Kosten, und ich weiß nicht, wie ich die Mittel dafür aufbringen kann."

„Die Mittel weiß ich. Du hast bei mir ein offenes Konto, aus dem du jederzeit so viel herausnehmen kannst, als du nötig hast, oder wieviel du willst."

„Ja, lieber Freund, ich befinde mich jetzt tatsächlich in der Schwierigkeit, von der wir jüngst gesprochen haben, und möchte dich bitten, mir ein kleines – vielleicht mittelmäßiges – Darlehen zu gewähren, das ich hoffe, mit Zeit und Weile zurückzahlen zu können."

„Von Zurückzahlen wird nicht geredet. In deiner unverschuldeten, dringenden Notlage muß Freundeshilfe durchaus selbstlos sein."

„Mir wäre es aber wirklich lieber, wenn ich dir einen Schuldschein ausstellen dürfte mit Kündigungsfrist und Verzinsung, wie es allgemein Brauch ist."

„Meinetwegen ja, ja. Ich will dein Ehrempfinden nicht verletzen. Aber eine Kündigungsfrist und Verzinsung ist und bleibt für immer ausgeschlossen. Ich habe auch meine Ehre."

„Darf ich dich alsdann bitten, daß du mir fünfhundert Schilling leihest?"

„Hahaha, bist du kindisch? Mit fünfhundert Schilling ist dir absolut nicht geholfen. Du brauchst mindestens zweitausend."

„Um Gotteswillen, das ist zu viel – hoch übertrieben! Wohin mit der Welt?"

„So viel kannst du doch selber rechnen, was die Einrichtung einer Teilwohnung, die Neubeschaffung von Möbeln, Betterfordernissen, Wäsche, Küchengeräten usw. kosten mögen. Dazu der Unterhalt deiner Frau im Sanatorium. Zweitausend Schilling werden vielleicht knapp ausreichen. Eine zu kleine Hilfe quält dich mehr, als sie dir nützt."

Sie sprachen hin und her, dann ließ sich Albert schließlich herbei, fünfzehn Hundert Schilling als Darlehen vom Freunde anzunehmen. Er blieb die Nacht, den folgenden Tag und noch die zweite Nacht in der Freundfamilie, nahm dann mit vielem Dank das Darlehen in Empfang, stellte den Schuldschein in der vom Freund gewünschten Form aus und kehrte nach Hause zurück. Dort fand er schon einen Brief seiner Gattin, worin sie ihm mitteilte, daß sie im Sanatorium X.X. gut untergekommen sei, daselbst eine treffliche Pflege, alles für ihr Befinden Zuträgliche habe, auch Ärzteshilfe und die Zusicherung voller Gesundung. Die Kosten würden allerdings an die siebenhundert Schilling betragen. Am selben Tage schickte ihr Albert die noch fehlenden fünfhundert Schilling. Und in der gleichen Woche schon machte er sich eifrigst daran, für die Aufnahme der Frau eine entsprechende Wohnung herzustellen.

Er mietete vom Hausherrn ein noch freies kleines Zimmer, das er für sich selbst als Schlafzimmer in Aussicht nahm. Sein gegenwärtiges Schlafzimmer mit dem anschließenden sehr engen bisherigen Kochraum bestimmte er für die neue Küche. Die Frau sollte in der zweifenstrigen Stube, dem besten Zimmer des ganzen Abteils, wohnen und schlafen. Einen großen Teil der nötigen Möbel stellte er selber während seiner Freistunden an den Abenden und am Samstag her. Das Holz überließ ihm Meister Knoll um einen billigen Preis. Alles andere, Betten, Wäsche, Küchengeräte und namentlich die Einrichtung für das Zimmer der

Frau, das er möglichst bequem und schön ausstatten wollte, kostete schon ziemlich ein Geld. Länger als zehn Wochen arbeitete er, bis er mit der ganzen Neuanschaffung und Zusammenpassung fertig war. Es gefiel ihm alles gut, besonders das Zimmer für die Frau. Dieses enthielt ein längliches Tischchen mit einer dreifarbigen, feinen Decke, einen hohen, zierlichen Kasten, in zwei bequeme Fächer abgeteilt,einen grüngestrichenen, runden Ofen, drei neue Strohsessel nebst einem Rohrstuhl, ein schmuckes Bett mit schneeweißer Spitzenüberlage, eine kleine Kredenz und eine Wanduhr, die Stunden und Viertelstunden schlug. Zwischen den beiden Fenstern, an denen weiße Spitzenvorhänge schimmerten, hing ein Kruzifix, an der breiten Wand ein großes Muttergottesbild und über dem Kopfende des Bettes stand eine drei Spannen große, sehr schöne Engelsfigur, die er eigens neu geschnitzt hatte.

Fast mit Ungeduld wartete er, als die drei Monate zu Ende gingen, auf das Wiederkommen der Frau. Diese erschien pünktlich auf den Tag, und zwar zu sonnenheller Mittagsstunde. Sie hatte auf einem wenig begangenen Saumweg dem Markte sich genähert und laufend durch die enge Kirschgasse das Mittwegerhaus erreicht, wo die Tür offen stand. Leise schritt sie die Stiege hinauf und klopfte an Alberts Wohnungstür. Er kam rasch heraus, starrte sie an und sagte:

„Ah, du bist es, Berta! – Grüß dich Gott! – Ich bin eben beim Mittagessen. Du kannst mithalten, wenn du willst."

„Danke schön. Ich habe in Largitz drüben Mittag gemacht und bedarf nichts mehr", erwiderte sie; „aber ein bißchen Gesellschaft leisten würde ich dir gern."

„Komm nur herein."

Er führte sie in die Küche, wo er am Fenster ihr einen Stuhl zum Sitzen frei machte. Dabei hingen seine Augen immerfort an ihrer Gestalt. Sie trug ein neues Kleid, hellgrauen Rock, blaue Jacke und schwarzen Hut. Ihre Haltung war wieder gerade und aufrecht, wie ehedem, dadurch gewann ihr Körper die frühere Größe. Auf ihren Wagen lag wohl noch ein starkes Rot, doch waren die Pockennarben sehr zurückgegangen, so daß sie fast nirgends mehr hervortraten und kaum sichtbar wurden. Infolgedessen fehlte an ihrer ehemaligen Schönheit nicht mehr alles. Das Aussehen war frisch, gesund und machte fast einen heiteren Eindruck. Albert staunte über die glückliche Veränderung und verhehlte nur mit Not seine Freude.

„Und wie gehts nun, Berta?", fragte er.

„Sehr gut, muß ich sagen, gottlob!", erwiderte sie. „Ich habe mich vollkommen erholt, bin gesund und soweit bei Kraft, daß ich letzhin schon im Sanatorium ein bißchen arbeiten und mir etwas verdienen konnte. Das hab ich alles dir zu verdanken. – Und wie geht es dir, Albert?"

„Ich muß zufrieden sein. – Gott sei Dank!""

„Du hast da eine prächtige, wunderschöne Küche. Wer kocht dir denn?"

„Niemand. Ich bin viel auswärts. Oft koche ich mir selber. Manchmal esse ich im Gasthaus."

„Es wird dir oft langweilig sein, hier allein in der Wohnung."

„Nicht im mindesten. Ich habe so riesig viel Arbeit, daß ich an nichts anderes denken kann. . . . Wo wohnst denn du?"

„Ich bin bis heute im Sanatorium gewesen. . . Wo ich nun eine Unterkunft, eine richtige Wohnung finde, weiß ich leider nicht."

„Eine Wohnung? – Ich weiß dir eine. Komm, und sieh einmal."

Er führte sie hinüber in das schöne, für sie bestimmte Zimmer. Mit sichtlichem Wohlgefallen blickte sie in dem Raum herum und schaute sich fast die Augen heraus an der wunderbaren, feinen Einrichtung.

„Wem gehört dieses Zimmer? Dem Hausherrn?", fragte sie.

„Nein, es gehört dir, wenn es dir gut genug ist", erwiderte er in gleichgültigem Ton.

„M i r? Um Gottes willen, Albert, du wirst doch keinen Spaß mit mir treiben?"

„Durchaus nicht. Das Zimmer gehört dir. Du kannst länger darin wohnen – für alle Zeit – das heißt, solange wir die Wohnung haben. Die ganze Einrichtung ist aber dein volles Eigentum für immer."

„Albert! Albert! Albert! Albert!", schrie sie; „du guter, guter Mensch!"

Sie ging mehrmals im Zimmer hin und her, bestaunte alles und kam aus der Überraschung nicht heraus.

„Albert, ist das was du gesagt hast, wirklich dein Ernst?", fragte sie noch einmal.

„Vollkommen mein Ernst."

„Aber für mich allein gehört das Zimmer doch nicht. Du wirst wohl auch hier wohnen."

„Nein. Ich wohne in meinem eigenen Zimmer, links drüben, auf der anderen Seite vom Gang."

„Und wo schlafst du?"

„Auch drüben in meinem Zimmer."

Sie schrak zusammen und fragte schüchtern:

„Wie stellst du dir unser Beisammensein dann vor?“

„Wir wollen nicht Blinde Kuh spielen, sondern aufrichtig miteinander alles erörtern“, entgegnete er, „es muß Klarheit bestehen zwischen uns. Hör nur! Du hast bei mir freie Wohnung, kannst kochen und auch die Wirtschaft führen, wenn es dir recht ist. Das Geld dafür werde ich dir geben nebst einem entsprechenden Lohn. Im übrigen leben wir vollkommen getrennt voneinander.“

Sie ließ traurig den Kopf hängen und fand längere Zeit keine Worte. Dann sagte sie:

„Ja, ja, ich verstehe schon, wie du es meinst. Du hast vollständig das Recht dazu, es so zu machen, das weiß ich wohl.“

„Bist du einverstanden mit meiner getroffenen Bestimmung?“

„Ganz einverstanden. Ich werde dir dienen wie eine Hausmagd und mit bestem Willen alles tun, so, wie du es gern hättest. Daß ich dir lästig und aufdringlich sei, brauchst du nicht zu fürchten. Mir ist es schon eine Freude und ich bin zufrieden, wenn ich in deiner Nähe bleiben, dich alle Tage sehen und ein paar einfache Worte mit dir sprechen kann.“

„Dann sind wir also einig, wie wir zu einander stehen?“

„Ja durchaus. Gib mir nur deine Befehle, ich werde sie treulich ausführen. Auf mich brauchst du gar keine Rücksicht zu nehmen, ob mir etwas lieb ist oder unlieb.“

Er ging alsbald fort zu seiner Arbeit bei Meister Knoll und ließ sie allein. Mehrere Minuten lang stand sie wie geistesabwesend da. Als sie auf einem Sessel Platz genommen hatte, begann sie herzbrechend zu weinen.

Wie hatte sie anfangs sich glücklich gefühlt, da er sie freundlich empfing und ihr das schöne Zimmer als Wohnung anbot. Und jetzt die bittere Enttäuschung! Aber sie ist selber Schuld daran. Sie muß ihren Leichtsinn, ihr liebloses Betragen gegen ihn, ihre Untreue jetzt sühnen. Es ist eine verdiente Strafe, der sie sich nicht entziehen kann. Für den Mann ist es schon ein großes Opfer, daß er gemeinsam mit ihr wohnen will, obgleich auf ihr immer noch die Schande einer Diebin lastet.

Langsam schritt sie in den Räumen herum, und jetzt entdeckte sie erst, daß er ihr das allerschönste und beste Zimmer als Wohnung zugeteilt hatte, während er für sich selbst das allermindeste behielt. Das ist doch ein Zeichen, daß noch ein kleiner Funke von Liebe zu ihr in seinem Herzen glüht. Dieser Gedanke tröstete sie ein wenig und reifte den Entschluß, ihm unaufdringlich, doch kenntlich, ihre heiße, starke Liebe zu beweisen.

Es vergingen ein Viertel-, ein halbes Jahr. Die Stellung und das Verhältnis der beiden Eheleute zu einander waren immer noch gleich. Sie verkehrten nicht unfreundlich, aber trocken, fast kühl miteinander, aßen mitsammen, doch rasch und sprachen dabei über gleichgültige Sachen, ohne je ein zärtliches Wort oder eine Annäherung hervortreten zu lassen. Doch hatte Albert längst schon gemerkt, daß seine Gattin sich gründlich gebessert hatte und in ihrem ganzen Wesen vollständig eine andere geworden war. Sie arbeitete fleißig, Tag für Tag, oft auch ein Stück in die Nacht hinein, wirtschaftete klug und sparsam, kochte sorgfältig, hielt die ganze Wohnung und besonders die Kleider des Mannes sauber und in Ordnung, besserte jeden Schaden rasch und ließ nie eine Silbe von viel Arbeit oder Übermüdung laut werden. Jeden Auftrag ihres Mannes führte sie pünktlich aus; nicht nur seinen geäußerten Wünschen, sondern auch jenen, die sie aus seinen Augen las, kam sie nach, ja oft kam sie ihnen zuvor, indem sie etwas ganz Schweres auf sich nahm, wenn sie nur leise ahnen konnte, es möchte ihm lieb sein. Für sich selbst erhob sie gar keine Ansprüche. Nie ging sie auffallend gekleidet, sie trug nur eine bescheidene, einfache, doch immer schmucke Kleidung. Mit der Außenwelt unterhielt sie bloß einen scheuen, ganz schwachen Verkehr. Doch hätte sie gar keine besondere Scham mehr zu hegen brauchen. Ihr Mann verteidigte sie draußen immer und überall, indem er mit überzeugenden Gründen hervorhob, daß sie den Diebstahl niemals begangen habe und vollkommen unschuldig zum Kerker verurteilt worden sei. Man glaubte ihm allgemein, und die Leute meinten nichts anders, als daß er und Berta wieder ihr früheres eheliches Leben führten. Berta kam auch fleißig ihren religiösen Verpflichtungen nach, besuchte nicht nur an Sonn- und Festtagen, sondern häufig auch an Werktagen den Gottesdienst und empfing oft die heiligen Sakramente, was der Mann sehr angenehm empfand. Doch etwas mißfiel ihm stark und erregte seinen Argwohn. Nicht selten ging nähmlich die Frau abends nach dem Essen fort und blieb fast eine Stunde lang aus. Welches mochte das Ziel ihres Ausganges sein und was mochte sie draußen so spät noch zu schaffen haben? Doch fragte er, sie schonend, niemals wohin sie gehe. Da traf er einmal zufällig mit dem alten Pfarrer zusammen. Dieser grüßte ihn freundlich und fragte dann:

„Nun, wie geht's Raindl?“

„Danke schön, Herr Pfarrer", erwiderte der Gefragte, „mir geht's recht gut."

„Und geht's auch deiner Frau gut?"

Albert stutzte und sagte etwas zögernd:

„Ich meine schon, daß es ihr gut geht. Haben Sie einen Zweifel?"

„Nein, nein. Ich beobachte nur häufig, daß sie abends spät noch in der Kirche kniet, sehr andächtig betend und auch weint."

„So, so? So, so?", tat der Mann erregt. „Ich wüßte nicht, was ihr fehlen sollte. – Mein Gott, Frauen weinen oft wegen Kleinigkeiten."

„Das wird schon sein, ja, ja."

Die Mitteilung des Pfarrers machte auf den Mann einen gewaltigen Eindruck und beschwerte sein Herz um so stärker, als er längst schon fühlte, wie innig seine Gattin ihn liebte und nach einer vollen Einigung mit ihm sich sehnte. Auch in ihm war die Liebe zur Gattin von Tag zu Tag gewachsen und hatte jetzt schon eine Macht erlangt, daß er ernstlich darüber nachdachte, wie er die Trennung von ihr aufheben und die gänzliche Vereinigung herstellen könnte. Eines Tages, da die Gattin abwesend war, betrat er ihr Zimmer und sah auf ihrem Nachtkastl sein Bild stehen, die große Photographie, die sie einst hatten machen lassen. Davon war er nicht nur überrascht, sondern zutiefst ins Herz hinein gerührt. Das gleich große Bild der Frau war auch damals, bald nach der Heirat, photographisch hergestellt worden, er hatte es im Bergwerk in Sibirien verloren. Nun suchte er unter seinen zusammengerafften Habseligkeiten von früher und fand mit großer Mühe endlich ein zweites Stück vom Bild der Frau, das noch wenig abgegriffen und fast neu erschien. Es zeigte ihre volle jugendliche Schönheit, die ihn so ergriff, daß er das Bild küßte. Am selben Tag stellte nun auch er das gefundene Bild der Gattin auf sein Nachtkastl. Als die Frau am andern Morgen sein Zimmer aufräumte und ihr Bild erblickte, war sie ganz außer sich vor Staunen und Freude. Nun konnte sie wieder einige Hoffnung schöpfen. Zehn Tage blieben die Bilder an ihrem Ort stehen, ohne daß man ein Wort darüber verlor. Da sprach am Samstag abends Albert eine Zeit lang ausnehmend freundmit ihr, dann fragte er plötzlich:

„Du, Berta – du – sag einmal aufrichtig, hast du mich, noch ein klein bißchen lieb?"

„Oooo, Albert!", rief sie zusammenschauernd, „ein bißchen ist viel zu wenig gesagt, ich liebe dich heute mehr als jemals. Gott, der Herr, weiß es. . . Aber du kannst mich nicht mehr lieben. Ich bin so furchtbar häßlich geworden."

Da sagte er nichts, sondern nahm ihren Kopf zwischen seine beiden Hände und küßte sie zärtlich auf die Wangen. Sie wagte gar nicht, den Kuß zu erwidern und begann heftig zu weinen. Aber dann zog sie auch sein Haupt an sich und küßte ihn heiß auf die Stirne.

Er schaute sie mit festen Blicken an und sprach:

„Berta, jetzt gib acht, was ich dir sag. Du bist heute schöner, als ich dich je gesehen hab. Früher ist mir bloß deine äußere Schönheit in die Augen gefallen, aber heute seh ich auch deine innerliche Schönheit, und diese wirkt so stark nach außen, daß du mir heute auch äußerlich doppelt so schön vorkommst wie früher."

„Albert, du einziger!", rief sie mit leuchtenden Augen, „du nimmst mich jetzt wieder ganz auf, als die Deine?"

„Ja. Und du mich als den Deinen?"

„Gern, gern."

Sie umarmten sich und küßten einander noch einmal.

„Albert, du hast so furchtbar viel aushalten müssen", nahm sie wieder das Wort.

„Du, Berta, noch viel mehr!", sagte er; aber das Leiden macht schön und edel."

„Mein Leiden hab ich selbst verschuldet; aber Gott hat mir verziehen und du auch. Jetzt werden wir immer fest zusammenhalten, in Lieb und Leid."

„Und uns nicht mehr trennen, bis der Tod uns scheidet."

(Fortsetzung folgt)

Wohltaten, still und rein gegeben,
Sind Tote, die im Grabe leben,
Sind Blumen, die im Sturm bestehn,
Sind Sternlein, die nicht untergehn.
M. Claudius

Das Lachen kommt nicht oft vom Herzen,
Das weiß ich, weil's mir oft geschah,
Aber der Tränen süße Schmerzen,
Die sind dem Herzen immer nah.
Justinus Kerner

FATIMA STUDENT BURSE

Gottgesegnete Weihnachten und ein Jahr reichster Gottesgaben wünschen wir allen unseren lieben Gebern. Gott läßt Seiner nicht spotten, sagt man. Gott läßt sich aber auch nicht überbieten. Wo jemand Gott zur Ehre schenkt, da schenkt Er immer wieder tausendfach zurück. Seine Gaben stehen hoch über allem irdischen Hab und Gut. Das, was Er schenkt, kann man nie für Irdisches eintauschen. Mit himmlischen Gütern zahlt Gott zurück, und diese Güter stehen hoch im Werte dort, wo Er ist und wo wir einmal ewig leben sollen.

Bisher eingenommen:	$1,988.05
Ein Leser, Macklin, Sask.	1.00
Emil Kalb, Bolten, Ont.	2.00
Ein Leser, Primate, Sask.	5.00
Mrs. A. Stadtfeldt, Regina, Sask.	1.00
Mrs. M. Kosolofski, Humboldt, Sask.	2.00
Mrs. Th. Pfefferle, Lake Lenore, Sask.	5.00
Ein Leser, Oddessa, Sask.	6.00
Mrs. Wildermann, Cloverdale, B. C.	10.00
Mrs. Theresia Heintz, Scott, Sask.	1.00
Mrs. M. Binder, Langenburg, Sask.	5.00
Paul Seidel, Bruno, Sask.	10.00
S. P. Ripplinger, Kendal, Sask.	3.00
Mrs. Franz Grad, Regina, Sask.	2.00
Jakob Loef, Raymore, Sask.	5.00
Mrs. F. Dettling, Friedenstal, Alta.	1.00
Mrs. Schamber, Edmonton, Alta.	3.00
Mrs. M, Multarzynski, Beebe, P. O.	5.00
M. Miller, Beiseker, Alta.	3.00
George Schmaltz, Beiseker, Alta.	5.00
Mrs. J. Schmaltz, Beiseker, Alta.	2.00
	$2,065.05

Bitte, sendet euere Gaben an: **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.



Dein Schweigen

Maria, seit ich heut' bei Dir gewesen
Und Du mit Stille mir mein Herz gefüllt
Ists plötzlich mir, als hätt ich dürfen lesen
Die tiefste Schönheit, drin Du eingehüllt.

Ich ging allein durch abenddunkle Gassen.
Wie hallte jedes Wort so lärmend laut!
Da kam mir heiß das staunende Erfassen,
Daß Du nicht sprachest, nur mich angeschaut....

O stille Frau! Dein hohes, warmes Schweigen
Ist Deiner Liebe allerschönstes Tun!
Drum kann ich Dir allein die Seele zeigen,
Ach, all die andern gehn in lauten Schuh'n.

Elisabeth Lill